

Naturhistorische
B e s c h r e i b u n g
der
S ä u g t h i e r e.

Nach den vorzüglichsten Originalwerken Buffon's, Schreber's, u. a. im
Auszuge bearbeitet.

Zweyter Theil.

M ü n c h e n 1 8 1 5.

Im Verlage der lithographischen Kunst-Anstalt bey der Feyertags-Schule.

~~~~~  
Gedruckt mit Zängl'schen Schriften.



W. A. B. 1840

Beaumont

August

Beaumont, Texas, August 1840

My dear Sir

I have the honor to acknowledge the receipt of your letter of the 14th inst.

and in reply to inform you that the same has been forwarded to the proper authorities.

I am, Sir, very respectfully,  
Your obedient servant,

W. A. B.

Beaumont, Texas

1840

Beaumont, Texas



## Verwandte Arten der zahmen Hausthiere.



IV.

Verwandte Arten der nahmen Hantstiere.

---



---

#### XLIV. Das kahlschweifige Pferd (der wilde Halbesel, Dshiggetaei).

*Equus himionus.*

---

**E**s giebt zwischen dem Pferde und Esel mehrere Mittelarten von Thieren, welche den an merkwürdigen, und größern vierfüßigen Thieren so reichen Welttheilen Asien und Afrika zukommen. Unter diese Arten gehört vorzüglich das Thier, welches unter dem Namen *Hemionus* (Halbesel) auch schon den Alten bekannt gewesen zu seyn scheint, und heutiges Tags nur mehr auf den wüsten Gebirgebenn der östlichen Tartarey, zwischen Siberien, Indien und China anzutreffen ist. Es ist dasselbe so gut eine eigentliche Mittelart zwischen Pferd und Esel, als das afrikanische Zebra und Quagga, und wohl von gemeinen Bastartarten zu unterscheiden.

Der Dshiggetäi oder wilde Halbesel blieb den Naturhistorikern lange wie gänzlich unbekannt, bis es den Bemühungen des unsterblichen Pallas gelang, davon genauere Kenntniß an Ort und Stelle des Aufenthalts von diesem Thiere zu sammeln, worüber derselbe interessante Bemerkungen geliefert hat.

Er bewohnt nur fast ganz menschenleere Einöden. Am häufigsten hält er sich in dem ganzen Strich der Wüste Gobi bis an die Gränzen von Tibet und Indien auf, und schwärmt daher am stärksten in den trockenen, doch kräuterreichen, und mit vielen Salzpfitzen bedeckten Ebenen, in welchen sich diese Wüste verliert. Durch gebirgige und waldige Gegenden pflegt er hingegen nicht zu ziehen. In dieser Wüste und in der Mongoley trifft man ihn zu allen Jahreszeiten in zahlreichen Heerden. In einer Steppengegend innerhalb Sibiriens aber, wo er ehemals häufig war, sieht man ihn nur zerstreut, oder in kleinen Truppen, außer wenn er durch große Dürre in der mongolischen Steppe und Steppenbrände nordwärts getrieben wird. Man sagt, er soll in diesen Wüsten lange ohne Wasser ausdauern können.



Er ist noch als ein ganz wildes Thier zu betrachten, das zwar mit dem größten Vortheile gezähmt werden, und die Stelle der besten Pferde in einer Gegend vertreten könnte, wo diese weniger gedeihen, und die sein eigentliches Vaterland ist; bis itzt aber dient er den Mongolen, und Tungusen der Steppe bloß zu einem Jagdthiere, dessen Fleisch sie für ihren besten Leckerbissen halten, und dessen Fell sie zu Stiefeln brauchen können. Diese Völker haben jedoch Mühe, ihn zu erlegen, denn er läßt wegen seines scharfen Gesichts sowohl als Geruchs den Jäger nicht leicht zum Schuß kommen. Im Laufe ist er mit den flüchtigsten Pferden nicht einzuholen, daher er aus dem Hinterhalte geschossen werden muß.

Ein einziger Hengst führt immer mehr oder minder zahlreiche Heerden von Stuten und jungen Füllen an, ist für dieselbe äußerst wachsam, sucht die Gefahr, indem er voraus sprengt, immer zuerst auszuwittern, und treibt, wenn er solche merkt, die zurückgelassene Heerde mit unglaublicher Schnelligkeit in die Flucht.

An GröÙe und Ansehen gleicht der Dshiggetäi einem schönen, mittelmäßigen Maulthiere, übertrifft es aber noch an Schönheit und schlankem Bau. Der Kopf ist größer als an Pferden, an den Seiten mehr gedrückt; die Stirne ist ganz flach, und läuft mit einem schmalen Winkel gegen die Schnauze. Die Ohren sind viel größer, als Pferdeohren, doch ungleich proportionirter, als beym Esel. Der Hals ist schlanker und rundlicher, als beym Pferde. Die Mähne läuft vom Scheitel bis auf die Schultern in gleichförmiger Höhe, und ist weichhaarig, und aufrecht straubicht, wie bey jungen Füllen. Der Schwanz ist fast einem Kuhschwanz ähnlich.

Die Hauptfarbe des Thieres ist eine bleiche, isabellgelbe Farbe. Die Schnauze, die hintere Seite der Vorderbeine, und die innere der Hinterbeine nebst der untern Fläche des Rumpfs, und dem hintern Rande der Keulen ist weißlich. Die Mähne ist schwärzlich mit graugelben Spitzen. Da, wo die Mähne endet, fängt ein braunschwarzer Riemen an, der längs dem Rücken bis zum buschigten schwarzbehaarten Theil des Schwanzes fortläuft. Von gleicher Farbe sind die Ohren inwendig an der Spitze, und auf einem Theil der Ränder herunter. Die borstigen Haare um die Krone des Hufes sind ebenfalls schwärzlich. Das



Winterhaar des Thieres ist etwas rauh, und zottig; das Sommerhaar aber un-  
gemein glatt und schön.

Im Ganzen ist der Körper des Dshiggetäi gestreckt, und auf den Seiten  
mehr gedrückt, als bey Pferden. Das Kreuz ist ziemlich gerade, und etwas eckig,  
wie beym Esel. Von Gliedern ist das Thier hoch und fein, und stark von Seh-  
nen; aber die Schultern, Hüften und Schenkel sind etwas mager, wie an wohl-  
gebauten Maulthieren. Die Hufe sind klein, sehr hart, und schwarz von Farbe.  
Er trägt seinen Hirschhals beständig hoch empor, und wirft, wenn er flüchtig  
wird, den Kopf ganz in die Höhe, um hinter sich zu schauen, wobey er den  
Schwanz aufhebt.

Am meisten unterscheidet sich der Dshiggetäi vom Pferde und Esel durch  
seinen Kopf, der gerade eine mittlere Proportion hat. Die Ohren und den  
Schweif hat er fast mit dem Zebra gemein. An Körper und Hufen gleicht er dem  
Esel. Durch seinen Hirschhals unterscheidet er sich auch vom Zebra.

Seine Stimme ist eine Art Wiehern, welches tiefer und lauter ist, als  
das Wiehern der Pferde.

Die Brunstzeit fällt in die Mitte und zu Ausgang des Augusts. Das  
Weibchen soll im Frühling werfen, gemeinlich nur ein Füllen. Die Hengste  
beißen sich mit einander, wie die gemeinen wilden Pferde. Ein alter Hengst  
sammelt oft mehr als zwanzig Stuten und Füllen um sich. Die jungen Hengste  
werden von den alten aus der Heerde vertrieben.



## XLV. Der wilde Esel. (Kulan)

Equus asinus ferus.

Der wilde Esel war gleichfalls schon den Alten unter dem Namen *Onager* als ein in vielen asiatischen Gegenden ganz gemeines Thier bekannt. Aufser diesem Namen wuste man aber nicht viel Mehreres von der Gestalt, den Sitten und der Lebensart dieses in so vieler Hinsicht merkwürdigen Geschöpfes, wovon unsere zahmen Rassen abstammen. Erst Pallas machte uns mit demselben, so wie mit dem vorhergehenden näher bekannt.

Den wilden Esel giebt es in den Steppen der grossen Tartarey noch in grosser Menge, und die dasigen Hirtenvölker bezeichnen ihn mit dem Namen *Kulan*. Unzählige Heerden dieses Thieres ziehen jährlich aus Süden, verbreiten sich in die nord- und ostwärts vom Aralsee gelegene, waldlose und bergigte Einöde, wo sie den Sommer über weiden, und sich dann im Herbst zu Hunderten, ja Tausenden wieder sammeln, um südwärts gegen Indien und Persien einen wärmern Winteraufenthalt zu suchen. Von diesen Zügen in den Steppen der Tartarey sollen die vereinigten Heerden oft Spuren von zwey - bis dreyhundert Klafter in der Breite zurücklassen. In Persien, wo er sich am liebsten auf den dürrsten, bergigten Wüsteneyen aufhält, soll er in jeder Jahrszeit zu finden seyn.

Der *Onager* oder *Kulan* ist viel höher und feiner von Gliedern, als der gemeine Esel, und schmal von Brust und Leib. Der Kopf ist noch höher und gröfser als bey dem *Dshiggetäi*; das Thier hat einen stark gekrümmten Ramskopf. Die Stirne ist zwischen den Augen platt, über den starken Augengruben flachrund erhaben. Die Lippen sind sehr dick, mit borstigen Haaren besetzt.

Die Farbe ist an den obern Flächen des Kopfs, an den Seitenflächen des Halses, Leibes und den Hüften blafs isabellfarb. Die Schnauze und die übrigen Theile des Körpers sind schön weifs, mit einem Silberglanz. Die aus weichen wollartigen Haaren bestehende Mähne ist so, wie der über den Rücken,



und bey den Männchen über die Schultern laufende Streif, nebst den langen Haaren des Schwanzes dunkelbraun. Die Spitze der Ohren ist ganz schwarz.

Das Männchen ist viel stärker an Hals, Gliedern, Brust und Rumpf, und unterscheidet sich von dem Weibchen durch den mit dem Rückenstreif über die Schultern in das Kreuz gehenden schmalen Querstreif, welcher letzterm fehlt.

Das Haar des Onagers ist viel seidenartiger und sanfter als beym Pferde. Das Winterhaar ist gewellt, und fett anzufühlen, das Sommerhaar hingegen überaus glatt, glänzend wie Seide, und sanft anzufühlen.

Die Kulan-Eselinn, die Pallas besaß, trug den Kopf viel zierlicher empor, als der Hausesel, spitzte immer die Ohren aufrecht, und zeigte in allen ihren Bewegungen viel Munterkeit. Sie konnte sich mit dem Hinterhufe den Hals und Kopf kratzen, wie ein junges Füllen, trug, obwohl sie auf dem Vordertheil sehr schwach schien, auf dem Hinterkreuz den schwersten Mann, und lief mit ihm davon.

Die Lebensart der wilden Esel gleicht der des Dshiggetai und wilden Pferdes. Sie gehen in Heerden, die ein Haupthengst führt, und die aus Stuten und Füllen beyderley Geschlechts besteht. Zur Zeit der Wanderung vereinigen sich aber wahrscheinlich mehrere Heerden. Die Hengste sollen sich indeß ebenfalls sehr untereinander beißen und schlagen. Diese Thiere haben ein so scharfes Gesicht und Gehör, und einen so feinen Geruch, daß man ihnen durch einen offenen Angriff in den freyen Steppen gar nicht beykommen kann. Sie trinken selten, und lieben salzigtes Wasser mehr als frisches. So wie sie überhaupt das Salz sehr lieben, so sind ihnen auch salzichte Pflanzen die angenehmsten. Alle wohlriechenden, balsamischen Sumpfkrauter, Nesseln etc. und alle harten und stachlichten Gewächse, auch die Disteln, die der zahme Esel frisst, waren jener Eselinn zuwider. Dagegen fraß sie auch gerne bittere, milchende Pflanzen, die Kleearten, Schotenpflanzen, grüne Gurken u. d. gl.

Alle Steppenvölker halten den Esel für eines der schnellsten Thiere, das die flüchtigsten ihrer Pferde nicht einholen können. Er hat, weil er gerne auf kahlen, felsigten Hügeln und Bergen weidet, von der Natur die Fertigkeit, auf dem höckerigsten Boden, und über die schmalsten Pfade schnell zu laufen, wozu er durch seinen schmalen Leib, die nahe aneinander stehen-



den Füße, und die kleinen, runden, überaus harten, und am Rande scharfen Hufe von ihr auch eigens gebaut scheint.

Bey den Steppen-Tartaren und in Persien ist der wilde Esel ein jagdbares Thier, dem auf verschiedene Weise nachgestellt wird. Die Kirgisen suchen ihn aus dem Hinterhalte todt zu schießen, um sich mit dem gebratenen Fleische, das sie für den größten Leckerbissen halten, ein Fest zu bereiten. Die Perser suchen ihn in bedeckten Fallgruben lebendig zu fangen. Von den wild gefangenen Füllen werden die schönen und starken Reitesel gezogen, deren man sich in Persien selbst, in Arabien und Aegypten auf Reisen bedient, und welche theurer, als die besten Pferde verkauft werden.

Die Häute der wilden Esel werden von den Bucharu zum Chagrinmachen sehr geschätzt.

## XLVI. Das Zebra.

*Equus Zebra. (Le Zebre.)*

Das Zebra ist ein Thier des heißen Erdstriches von Afrika. Es bewohnt die südlichsten und östlichsten Länder dieses Welttheils, das Vorgebirg der guten Hoffnung, ist sehr gemein in Congo, und in Abyssinien. Als ein Thier südlicher Gegenden zeichnet es sich durch diejenige vorzügliche Schönheit der Körperbildung aus, woran die warmen Climate am reichsten sind. Die schönen körperlichen Formen des Zebra, und seine ganze Gestalt erinnern an das Pferd, mit dem es nach allen Kennzeichen in der That auch zu einem Geschlechte gehört. Doch darf man dieses Thier weder mit dem Pferde, noch mit dem Esel verwechseln. Es hat eine große Aehnlichkeit mit beyden, unterscheidet sich aber durch verschiedene Merkmahle von beyden, und bildet eine Mittelart, die in ihre eignen Gränzen eingeschlossen ist.



Vom Pferde unterscheidet sich das Zebra durch einen etwas kürzern und dickern Hals. Der Kopf und vorzüglich die Ohren desselben sind ein wenig länger, als beym Pferde, letztere auch etwas enger gestellt, als beym Esel. In gewissen Stücken, vorzüglich in der Bildung des Kopfes, hat es grössere Aehnlichkeit mit diesem, als mit dem Pferde; sein Schweif ist wie beym Esel nur am Ende mit langen Haaren besetzt, und kürzer als bey beyden. Im Allgemeinen aber kömmt es wohl dem Pferde näher; Zähne, Füße und Schenkel, Kreuz und Brust haben die charakteristische Bildung, wie beym Pferde. Von beyden Geschlechtsverwandten unterscheidet sich das Zebra durch eine Art von kleinen Kehlsack, welcher durch eine schlaffe Verlängerung der Kehlhaut entsteht. An Grösse gleicht das Zebra dem Esel.

Die auffallendste Verschiedenheit zeigt sich aber ohnstreitig in der Farbe. In dieser Hinsicht, das Ebenmaafs und die Weichheit seiner körperlichen Formen mit einbegriffen, ist das Zebra eines der schönsten unter den Säugthieren. Sein Fell ist so regelmässig, und mit einer solchen Feinheit gezeichnet, daß das Auge durch den Anblick befremdet wird, und man in dieser schönen Zeichnung eher das Werk der Kunst, als der Natur vermuthen dürfte. Ueber den ganzen Körper laufen auf einem hellen Grunde dunkle Streifen, die bald breiter, bald schmaler sind, je nachdem es das Verhältniß der Körpertheile fordert, und symetrisch von einander getrennt sind. Diese Streifen sind von einer dunkelbraunen Farbe, und stechen glänzend auf dem gelblichweissen Grunde ab. Das Haar ist fein, dicht und glänzend.

Die Zebra's gehen truppweise, und wenn sie erschreckt werden, so laufen sie mit der möglichsten Schnelligkeit in nahe gelegene Gebüsche, wo sie sich dann zerstreuen und verlieren. Am Vorgebirg der guten Hoffnung, als seinem eigentlichen Vaterlande, führt das Zebra den Namen *wilder Esel*. Der eigentliche wilde Esel (Onager) ist aber in diesen Gegenden gar nicht zu Hause. — Man hat das Zebra am Cap noch nicht zähmen können; es ist wild und unbändig. Ein weibliches Zebra in der Menagerie zu Paris war jedoch sehr sanft, und liefs sich leicht, wie ein wohlabgerichtetes Pferd, lenken und gebrauchen. Nach den bereits gemachten Erfahrungen weifs man, daß das Zebra sich mit dem Esel vermischen, und mit ihm zeugen könne; ob auch mit dem Pferde, bedarf erst einer weitere Erfahrung, und ist wenigst nicht unwahrscheinlich.



## D a s Q u a g g a.

### E q u u s Q u a g g a. (L e Q u a g g a.)

Ein dem Zebra sehr ähnliches und mit ihm verwandtes Thier ist das Quagga, das aber mit demselben eben so wenig verwechselt werden darf, als beyde mit dem Pferd und dem Esel. Es unterscheidet sich vom Zebra durch seine etwas kleinere Figur, durch die Bildung des Kopfes, welcher weniger verlängert, und mehr zierlich ist, und durch seine kürzern Ohren. In Hinsicht des äußerlichen Umrisses hat das Quagga noch viel mehr von der Schönheit des Pferdes an sich, als das Zebra. Dem Esel gleicht es durch nichts als durch seinen Schweif, welcher aber auch an der Wurzel mit längern Haaren besetzt ist. Letztere sind zugleich an der untern Seite des Schweifes weit länger als beym Esel und Zebra. Die Beine des Quagga sind dün, die Hufe klein, und wohlgeformt. Die Querstreifen, welche auf eine so ausgezeichnete Art die ganze Haut des Zebra schmücken, verlieren sich bey dem Quagga an einem grossen Theil derselben, und in dieser Rücksicht hält das letztere ein Mittel zwischen dem Zebra und dem Esel, an welchen man nur ein einziges dieser Querbänder, nämlich das über das Kreuz wahrnehmen kann. Sehr regelmässig gestreift ist das Quagga über den Kopf und Hals. Leichte Spuren von Streifen gehen auch über die Seiten des Leibes; der übrige Theil des Körpers aber ist ganz leer davon.

Die Grundfarbe an Kopf und Hals ist ein dunkles, ins Schwarze übergehendes Braun. Auf dem Rücken, den Seiten, dem Kreuz, und dem ohern Theil der Schenkel ist das Braune unvermischt; es wird aber blässer, und verändert sich in ein röthliches Grau auf der Mitte des Schenkel. Ihre innere Fläche, die Füße, und der ganze Untertheil des Leibes, so wie die Schweifhaare sind von einem ziemlich schönen Weiss. Ueber den braunen Grund des Kopfes und Halses gehen die Streifen von graulichweisser Farbe.

Die einzige Veränderung, welche man in diesen Farben bemerkt hat, ist diese, daß sie mit dem Alter von ihrer Lebhaftigkeit verloren, und sich verdunkelten.



In ihrem wilden Zustande leben die Quaggas in Truppen, bisweilen zu Hunderten an der Zahl. Obgleich sie mit dem Zebra ein Vaterland, nämlich die Südspitze von Afrika bewohnen, so halten sich doch diese beyden Arten getrennt. Die beyderseitigen Jungen aber, welche sich zufällig von ihren Müttern entfernt haben, folgen den Pferden, wenn sie ihnen begegnen.

Ein männliches in der Menagerie zu Paris vorhandenes Quagga konnte, obwohl es sehr jung gefangen war, durch die Gefangenschaft sehr wenig von seiner natürlichen Wildheit verlieren.

Der Versuch indeß, welcher mit den Zebra's noch kaum hat gelingen wollen, dieselben als Zugthiere zu gebrauchen, ist mit dem Quagga am Cap schon länger vollführt worden, und Sparrmann nebst andern haben dasselbe in einem Gespanne gesehen. Doch mußten die so gezähmten Thiere noch ziemlich wild seyn, weil sie es nicht leiden konnten, daß ihnen ein Hund nahe kam. Es hat auch Muth genug, sich nicht allein gegen die Hunde zu vertheidigen, sondern auch die Angriffe der Hyäue von sich abzutreiben, und diese selbst zu verfolgen; es soll daher auch die Pferde beschützen, mit denen es auf die Weide geht.

Für die Einwohner am Cap wurde das Quagga, wenn es vollkommen gezähmt wäre, von größerm Nutzen seyn, als die dortigen Pferde. Es ernährt sich von den gemeinsten Pflanzen der Gegend, wovon das Pferd eine große Anzahl verschmährt, ist weniger den Krankheiten desselben unterworfen, viel stärker als dasselbe, und hat einen so sichern Gang, wie der Esel.

Seinen Namen hat dieses Thier vermuthlich von den Hottentotten erhalten. Er bezeichnet eine Nachahmung von dem Geschrey desselben, welches wie *Khousa*, *Khousa* lautet, und sehr verschieden von dem des Pferdes und Esels ist.



## XLVII. Der Auerochs.

Bos Urus. (L' Auerochs.)

**D**er Auerochs ist eines der stärksten unter den vierfüßigen Thieren. Er erreicht eine Gröfse von zehn Fuß Länge, und sechs Fuß Höhe, und ist nicht nur dem gemeinen europäischen zahmen Stiere, sondern auch den stärksten zahmen Büffeln überlegen. Man glaubt, daß von ihm unser zahmes Rindvieh abstammt. Er unterscheidet sich von unserm Stiere durch nichts als seine besondere Gröfse, Stärke und Wildheit; Vorzüge, die jedem wilden Stamme vor dem zahmen eigen sind.

Der Auerochs war ehemals durch die Waldungen des ganzen mittlern Europa ausgebreitet, und vorzüglich auch in unserm deutschen Vaterlande zu Hause, daher schon Julius Cäsar seiner erwähnt, und ihn beschreibt. Itzt aber ist er nur noch in den tiefen lithauischen Wäldern, im karpatischen Gebirge, und im Kaukasus anzutreffen. Es scheint, daß er von Natur ein gemäßigtes Klima fodere, und sich niemals in dem nördlichsten Europa, und in dem Norden von Asien ausgebreitet habe; denn in diesen wenig bevölkerten Gegenden, in den zusammenhängenden Waldungen des nördlichen Rußlands, und des mittlern Striches von Sibirien bis an die Lena ist auch keine Spur von diesem Thiere anzutreffen, und im ganzen übrigen russischen Reich weiß man von keinem Auerochsen.

Charakteristisch unterscheidet sich der Auerochse von dem zahmen Stiere durch die sein ganzes Vordertheil bis über die Schultern bedeckenden langen Zotten, die einen Fuß und darüber seyn können. An der Haut ist dieses Haar wollicht und sanft, von graulicher Farbe, nach aussen grob und struppicht, und dunkelbraun von Farbe. An der Kehle bis zur Wamme bilden die herabhängenden langen Zotten eine Art von Bart. Am Kopfe ist nur die Schnauze und der Umkreis der Augen mit kurzen, glatten Haaren bewachsen; das ganze Hintertheil und der größte Theil des Rumpfs bis an die Schultern ist kurz und schlicht von Haar, und braunschwarz. Die Hörner sind kurz und dick. — Die Kühe haben am Vordertheil nicht so lange Zotten, sind minder stark vom Kopfe, und schwächer gebaut.



An manchen Auerochsen, sonderlich alten und brünstigen, bemerkt man einen bisamartigen Geruch. Durch die Länge des zottigen Haares am Vordertheil gewinnen ältere Auerochsen oft ein bucklichtes Ansehen.

### Der Buckelochs.

Bos Bison. (Le Bison.)

Das Vaterland dieses Ochsen ist Europa. Man findet ihn in den Waldungen Lithauens und der Moldau. Er ist, wie der Auerochse, eine wild lebende Race des gemeinen Ochsen. Von jenem unterscheidet er sich durch seinen bucklichten Rücken. Er hat blos die Gröfse eines zahmen Ochsen. Sein Hals ist von einer langen Mähne bedeckt.

### Der abyssinische Ochs.

Bos abessinicus.

Dieser Ochse gehört unter die Gattung derjenigen, welche sich durch Höcker auf dem Rücken auszeichnen. Sein Vaterland ist Abyssinien und die Insel Madagaskar. Die Hörner desselben sind nicht mit dem Schedel, sondern blos mit der Haut verwachsen.

Er ist mit dem folgenden eine zahme Race des gemeinen Ochsen.



---

## Der indianische Zebubüffel.

An manchen Orten, besonders in Indien, wird die Länge des vorderen Halses zum Vortheil gewinnend durch ein dickeres Aussehen.

*Bos indicus minor.* (Le Zebu.)

---

Die Hörner sind bey diesem Ochsen kürzer, als die Ohren. Er ist der kleinste von allen Arten des Ochsengeschlechts. Auf dem Rücken zwischen den Schultern hat er einen Fetthöcker, eine Eigenheit, deren Quelle bey diesem Thiere, so wie mehrern zahmen Racen wohl blos zufällig, und in einer überflüssigen Anhäufung der Fettmaterie zu liegen scheint, die auch bey andern Thieren z. B. den fettgeschwänzten Schafen, eine ähnliche Erscheinung verursacht, und durch überflüssige Nahrung in dem Haustand dieser Thiere; so wie durch andere Umstände bewirkt werden kann.

Sein Vaterland ist Indien, Persien, und China, wo er sehr zahm ist, und vor die Wagen gespannt wird.

---

## XLVIII. Der nordamericanische Bison, oder Buckelochse.

*Bos americanus.* (Le Bison d'Amérique)

---

Der Bison ist eine wildlebende Art des Rindviehes. Er lebt heerdenweise in den sumpfigen Gegenden Louisianas und Neuspaniens u. s. w., hat sich weiter ausgebreitet, und war schon bey Entdeckung der neuen Welt viel häufiger, als der wilde Stier oder Auerochse je in Europa. Vergleicht man beye Thiere miteinander, so wird man, außer einer merklichen Höhe des Rückgrads zwischen den Schultern, der Kürze des Kopfes und Schwanzes, so wie des Leibes überhaupt, und der etwas abweichenden Hörner, in der Gestalt fast keinen wesentlichen Unterschied entdecken; und es ist gewiss, daß beyde Thiere einander viel näher verwandt, und ähnlicher sind, als der Büffel unserem Stier.



Am meisten in das Auge fallend ist der Unterschied des Haares beyder Thiere. An einem zahmen americanischen Bison, den Pallas beschreibt, war der Kopf, Hals, und das ganze Vordertheil des Thieres bis über die Schultern mit einem kreppartig gekräuselten, sehr weichen, dichten, und elastischen Wollhaar von braunschwarzer Farbe zottig und dicht bewachsen. Auf dem Scheitel war dieses Wollhaar sehr reichlich, und bildete eine Art von Mütze oder Krone, aus welcher nur die Spitzen der Hörner hervorragten; unter der Kehle hieng es wie ein Bart herab, und über die Schultern lag es so dicht, daß das Thier davon ein sehr bucklichtes Ansehen gewann. Von den ersten falschen Rippen an war das ganze Hintertheil des Thieres absetzend glatt, mit einem sehr kurzen, schlichten, glänzenden Sammethaar, schöner, als das zarteste Pferd an sich hat, dünn bekleidet, und vollkommen schwarz. An Gröfse schien es die größten friesländischen Stiere zu übertreffen, obwohl es noch ziemlich jung, und in seinem gefänglichen Zustande vermuthlich nicht zur vollkommensten Gröfse gelangt war.

Der wesentliche Hauptunterschied des nordamericanischen wilden Stieres scheint also, was die äußerliche Gestalt betrifft, in seinem Wollhaar zu bestehen, welches weiter über die Schultern wegreicht, als beym Auerochsen, und zu allerley Manufakturgebrauch tüchtig ist. Seine Hörner sind kurz, weit auseinanderstehend, und schwarz. An Stärke und Gröfse giebt er vielleicht dem europäischen Auerochsen in seinem wilden Zustande wenig nach. Er hat ein furchtbares Ansehen, und ist das größte Landthier Nordamerikas, welches 1600 — 2000 Pfund schwer wird.

Man kann ihn in der Jugend zähmen. Das Fleisch wird gegessen, und die Haut verarbeitet.



## X L I X.   D e r   B ü f f e l.

B o s   b u b a l u s. (L e B u f f l e.)

**D**er Büffel ist ein Thier der alten Welt. Er scheint aus Tibet herzustammen, und wird itzt häufig in Asien, und Afrika theils gezähmt, theils wild angetroffen. Auch im südlichen Europa ist er einheimisch geworden; man gebraucht ihn in Italien und Ungarn schon seit Langem zum Zug. Er unterscheidet sich von unserm Ochsen durch seine Grösse und Stärke, überhaupt durch den ganzen äusserlichen Bau seines Körpers, vorzüglich durch die Gestalt der Hörner, und mehrere andere Merkmahle. Die Hörner sind flach, an der Wurzel seitwärts, und abwärts gekrümmt, und mit der Spitze einwärts gekehrt. Seine Gestalt ist niedrig und plump. Er trägt den Kopf niederwärts gerichtet, und strekt dabey den Hals aus. Der Leib ist kürzer und dicker, als beym gemeinen Ochsen. Sein Ansehen ist finster, der Blick scheudumm. Er ist am Leibe dünbehaart, von Farbe meistens schwarz, auch roth.

Am liebsten hält sich der Büffel in morastigen, an Flüssen gelegenen Ländern des südlichen Clima auf. Die Büffelochsen, sagt Niebuhr, findet man in den Morgenländern fast in allen sumpfigen Gegenden, bey grossen Flüssen, und daselbst gemeinlich in grösserer Menge, als unser zahmes Hornvieh. Es giebt Büffel in Aegypten, am Euphrat, Tiger, auf der Insel Bombay u. s. w. aber nicht in Arabien, wo für dieses Thier wohl zu wenig Wasser ist.

Die Heerden wilder Büffel, die sich in Indien und Afrika in wasser- und grasreichen Gegenden sammeln, richten daselbst, vorzüglich auf bebauten Feldern, grosse Verheerungen an. Man jagt zwar auf den Büffel, aber diese Jagd ist gefährlich, und muß mit vieler Vorsicht verbunden seyn. Denn wenn der Büffel verwundet und gereizt wird, geräth er in die grösste Wuth, die er durch ein fürchterliches tiefes Brüllen, Stampfen des Bodens u. d. gl. zu erkennen giebt, geht auf den Menschen los, stösst ihn nieder, und zertritt ihn mit den Füßen.



Einige Reisebeschreiber haben als Eigenheit in den Sitten dieses Thieres berichtet, daß es den Anblick des Feuers, und der rothen Farbe scheue, und dadurch höchst gefährlich gereizt werden könne. So viel ist ohnstreitig, daß der Büffel ein sehr unreines Thier heißen kann, indem er sich häufig, und sehr gerne im tiefsten Koth wälzt. Dieß ist aber wohl überhaupt eine Eigenheit der großen Landthiere des heißen Erdstriches, welche sich stets in der Nähe von Flüssen und Morästen aufhalten. Der Büffel schwimmt sehr gut, setzt durch die reißendsten Ströme, und verweilt auch wohl gerne im Wasser. Im Laufe ist er trotz der Schwerfälligkeit des Körpers ziemlich schnell.

Man hat ihn mit großem Vortheile gezähmt. Da er sehr stark ist, und Kopf und Hals immer niederwärts beugt, so ziehen ihrer zwey wohl so viel als vier Pferde. Es wird am Zaume vermittle eines Ringes geleitet, welchen man ihm durch die Nase gesteckt hat. Doch ist es etwas schwer, ihn zu bändigen, indem er von Natur halsstarrig, wild und trotzig ist. Den größten Vortheil zieht man von seiner Haut, welche sehr weich, und dabey ungemein dick, fast undurchdringlich ist. Das Fleisch des zahmen Büffels soll grobfaserig, und von unangenehmen Geschmack, und widerlichem Geruche seyn. Die Büffelkuh giebt aber mehr Milch, als die gemeine Kuh, woraus viel Käse bereitet wird. Die Hörner des Büffels werden ebenfalls zu Allerley benützt.

## L. Der africanische Ochs.

*Bos caffer.*

In dem Innern von Afrika findet sich in zahlreichen Heerden eine merkwürdige Art von wilden Ochsen, wovon Sparrmann, der sie unter dem Namen von Büffeln beschreibt, folgende interessante Bemerkungen macht, die auch zugleich als die einzigen vorzüglichen Nachrichten über dieses Thier gelten können.

Dieser Ochs ist der gemeinen Ochsenart einigermaßen ähnlich, doch so, daß seine Gestalt ziemlich dick und grobgliedrig im Verhältniß gegen



die Höhe und Länge des Thieres ist. Ein mittelmäßiger Büffel war  $5 \frac{1}{2}$  Fuß hoch und 8 Fuß lang. Die Vorderfüße waren  $2 \frac{1}{2}$  Fuß lang; der Leib hatte vom Rückgrad bis zum Bauch 3 Fuß im Durchmesser. Die Hörner haben an ihrer Grundfläche 13 Zoll Breite, und nähern sich einander bis auf 1 Zoll. Von diesem kleinen Zwischenraume gehen sie gewölbt höchstens 3 Zoll in die Höhe, und bedecken einen großen Theil des Kopfs. Von den Theilen an, wo sie hervorschießen, beugen sie sich an beyden Seiten des Halses nieder, werden etwas gerundet, und bilden einen Bogen, wovon die Spitze in die Höhe gekehrt, jedoch zugleich etwas rückwärts gebeugt zu seyn pflegt. Die Ohren sind 1 Fuß lang, etwas hängend, und haben in ihrer Breite einen Ausschnitt. Die Haare sind schwarzbraun, fast zolllang, und struppicht.

Die Augen liegen ziemlich tief in den etwas hervorstehenden Höhlen, und zwar nahe an den runden, darauf niedergebeugten Wurzeln der Hörner. Aus diesem Grunde, und weil die Ohren schlaff niederhängen, das Thier auch meistens den Kopf niederbeugt, hat dasselbe ein falsches, und grimmiges Ansehen. Seine Laune scheint damit übereinzustimmen.

Er überfällt, indem er sich zwischen die Bäume versteckt und lauert, bis man ganz nahe kömmt, aus dem Hinterhalte, und soll sich nicht damit begnügen, einen Menschen niederzuwerfen, und dann gleich zu tödten, sondern noch mit den Füßen zertreten, den Hörnern zerquetschen, und ihn durch verschiedene Qual langsam zu Tode martern. Man kann ihn zwar dennoch jagen, aber seine Jagd ist sehr gefährlich; denn oft kehrt er um, und jagt den Jäger, welchen alsdann nur die Schnelligkeit seines Pferdes zu retten vermag, was selbst in dem Falle mißlich ist, wenn der Büffel bergab läuft, wo er nämlich ziemlichen Vortheil über das Pferd zu haben scheint.

Man sagt, sein Geblüt soll sehr hitzig, und ihm, wenn er warm gejagt wird, die Gewohnheit eigen seyn, sich in jedes Wasser, in Fluß und Meer zu werfen. So viel ist gewiß, daß er sich oft, und gerne im Moder wälzt, und wenn er müde, oder warm geworden ist, sich ins nächste Wasser wirft.

Seine Stärke zeigt sich darin, daß er schnell durch die dornigsten und dicksten Gebüsche läuft, durch welche unser Rindvieh kaum würde durchdringen können. Bey dieser Gelegenheit kömmt ihm die Breite seiner Hörner



Das Fleisch dieses Büffels ist grob, nicht sehr fett, aber saftig, und hat einen angenehmen wilden Geschmack. Es wird auch geräuchert.

Es hält sich in den gelagerten Geraden Nord-Hindstans auf.

Der Bismarcksee (Menschenschnee)

~~Reinhold (the lion must be)~~

Er bewohnt das tibetanische Reich, wird in Sibirien, China, Indien

Das Fleisch der Kälber wird gegessen. Die schönen langen Schwänze-



Der Riesenochse. (Riesenbüffel.)

B o s a r n i .

Dieser Ochse, von dem übrigens nicht viel bekannt ist, soll von der Spitze der Hörner bis auf den Boden vierzehn Fuß hoch seyn. Er hat sehr lange, seitwärts stehende Hörner. Sein Haar ist schwarz.

Von ihm scheinen die sehr grossen, fossilen Ochschedel zu seyn, welche man in Sibirien findet.

Er hält sich in den gebirgigen Gegenden Nord-Hindostans auf.

Der Bisamochse. (Moschusochse.)

**Bos moschatus.** (Le bison musqué.)

Die Hörner dieses Ochsen stehen sehr nahe beysammen, und bedecken mit ihrer Grundfläche die Stirne. Sie sind stark seitwärts, und abwärts gebogen; die Spitze geht aber aufwärts. Der Schwanz ist kurz. Der Körper ist mit langen, feinen und braunen Haaren bedeckt.

Er hält sich im nördlichen Amerika an der Hudsonsby auf. Sein Fleisch hat einen Bisamgeruch.



## LI-LII. Das wilde Steinschaf. (Muffelthier, Argali.)

### Ovis ammon. (Le Mouflon.)

Das wehrlose, sanfte und schwache Thier, als welches wir unser Schaf kennen, mußte einst, so wie jedes andere der zahmen Hausthiere, einem wilden Stamme angehören, welcher weit stärker, muthiger und wehrhafter, als seine im Dienste des Menschen lebende Nachkommenschaft war. Während einer langen Reihe von Jahren hat das Schaf in seinem zahmen Stande durch Einfluß des Climas und der Nahrung in verschiedenen Ländern die manigfaltigsten Abänderungen erlitten, wie einige Abbildungen auf der Platte LIII zeigen. Nach seinem Uebergang aus dem wilden in den zahmen Stand scheint es eben so von den ursprünglichen Eigenschaften immer mehr verloren, und endlich von seinem Urstamme abgeartet zu seyn.

Das wilde Steinschaf der alten Welt oder der *Argali* wird von mehrern Naturforschern für dieses Stammthier gehalten.

Der Argali hat mit dem Steinbock und den Ziegen einige Verwandtschaft, kömmt aber der Art nach mit dem Schafe völlig überein. Er findet sich in kleinen Heerden auf den Gebirgen Corsikas, Sardiniens, Griechenlands, in der Barbarey, und bewohnt die Gebirgskette des ganzen mittlern Asiens, mit Einbegriff des östlichen Sibiriens. Er liebt zu seinem Aufenthalt vorzüglich die gemäßigten Gegenden, trockene, waldlose Gebirge und Felsen, die an der Sonne liegen, und wo viel bittere, scharfe Kräuter wachsen. Im Herbste wird er von diesen Alpenkräutern fett, im Winter aber, wenn tiefer Schnee in den Gebirgsthälern liegt, nährt er sich kümmerlich auf den von Schnee entblößten Felsen mit trockenem Grase, Strauchwerk, Moos u. d. gl. Zu jeder Zeit besucht er gerne, gleich dem Hirsche, salzichte Gegenden. Er liebt übrigens, wie der Steinbock und die Gemse, die ihm in seiner Lebensart am ähnlichsten sind, die äußerste Einsamkeit, und entfernt sich gerne von bewohnten Orten, so, daß er itzt in vielen Gegenden, wo er ehemals lebte, und die ehemals verlassener waren, nicht mehr zu finden ist.



Er hat die Gröfse eines mittelmässigen Hirsches, ist aber schwerer und nervichter von Leib, als der Hirsch, kürzer von Hals und Füfsen, und minder zierlich. Das Männchen ist gröfser und stärker, als das Weibchen. Mit dem Schafe hat er die Dickleibigkeit gemein, ist jedoch nach Verhältnifs etwas höher auf den Füfsen, als dieses; in der Gestalt des Kopfes bemerkt man wenig Unterschied. Die Ohren sind klein und aufgerichtet. Die Hörner sind sehr lang, aufwärts auseinanderlaufend, und nach hinten umgebogen. Bey den Männchen des sibirischen Argali erlangen sie eine auferordentliche Gröfse, (ihre Schwere beträgt oft gegen 18 Pfund) und sind, wie beym gemeinen Widder, auf den Seiten des Kopfes gewunden. Diese Hörner gebrauchen sie als ihre vorzüglichsten Waffen, womit sie selbst gegen einander aufs heftigste kämpfen, und sich vorzüglich gegen die Hunde vertheidigen. Die Weibchen in den südlichern Gegenden, z. B. auf der Insel Sardinien, haben keine Hörner. Bey den Weibchen des sibirischen Argali sind selbe mittelmässig grofs, und halbmondförmig gebogen. Der Schwanz ist sehr kurz.

Im Sommer hat dieses Thier ein kurzes und glattes Haar, im Winter aber ein langes und zottiges, das mit vieler Wolle vermischt ist.

Die Farbe ist auf dem Rücken, dem Nacken, und den Seiten bräunlich asch-  
arb. Der Kopf ist aschgrau; das Uebrige geht aus dem Aschfarben ins Weifse. Der Muflon südlicher Gegenden, der sich überhaupt auch durch mindere Gröfse und Gestalt etwas unterscheidet, hat eine mehr röthliche Farbe.

Die Lämmer, welche von den Müttern schon vor Abgang des Schneees im März geworfen werden, haben viel Aehnlichkeit mit einem jungen Reh, aber schon breite, platte Hörnerkeime, und ein weiches, zottiges Wollhaar, welches sie vor den Einflüssen der noch rauhen Jahreszeit schützt.

Es ist schwer, dem Argali beyzukommen; denn kein Hirsch ist so scheu, wie dieses Thier. Wenn er verfolgt wird, so läuft er nicht gerade aus, sondern mit allerley Umschweifen, und oft, wenn er sich verbergen kann, gerade zurück an seinem Verfolger vorbey. Sein Lauf ist ungemein schnell, und lang andauernd. Er macht in der Ebne keine Sätze, klettert und springt aber über die Felsen mit grofser Leichtigkeit. Er flüchtet, wie man bemerkt hat, von den niedrigern Felsen immer höhere Gipfel hinan, sucht steile Klippen,



enge Fufssteige, und springt von einem Berge zum andern. Die Mutter treibt im Falle der Flucht ihre Lämmer vor sich her. Sein Gesicht und Geruch ist gleich scharf.

Man jagt ihn auf verschiedene Weise. Die Kamtschadalen scheuen keine Gefahr, um ihn zu erhalten, und das Fleisch, Fett, Fell und die Hörner von ihm zu nützen. Die gefangenen Lämmer sind sehr leicht zu zähmen, und an Milch und Futter zu gewöhnen. Auf den südlichen Inseln hält man sie um die Wohnungen, und liebt sie wegen ihrer Artigkeit, und Lebhaftigkeit.

### Das americanische wilde Gebirgschaf.

*Ovis montana.* (Le belier sauvage de l'Amerique.)

Dieses Thier hält sich auf den höchsten Gebirgen des mitternächtlichen Amerika auf. Eine Heerde davon wurde in Canada gesehen. Es hat einen Hirschleib und einen Widderkopf. Das Männchen hat große Hörner, wie der gemeine Bock, das Weibchen kleine. Die Haare sind steif und grob, wie beym Hirsch. Der Schwanz ist sehr kurz. Von Farbe ist es kastanienbraun mit weißer Schnauze. Es kann sehr gut springen, und laufen.

### LIV. Die wilde Ziege. (Bezoarziege.)

*Capra aegagrus.* (Le Paseng, chèvre sauvage.)

Die Bezoarziege hat mit dem Steinbocke die größte Aehnlichkeit. Sie unterscheidet sich aber auch von dem letztern, mit dem sie oft verwechselt wurde, durch unzweydeutige Kennzeichen der Art, und es ist viel wahrscheinlicher,



dafs unsre gemeine Hausziege unmittelbar von dieser wilden Bergziege abstamme, als dafs sie durch Abartung von dem Steinbock entstanden sey.

Sie ist etwas kleiner als der Steinbock, aber gröfser und stärker, als unsre Ziege. Von dem Steinbock unterscheidet sie sich sehr deutlich durch die Hörner. Diese sind bey dem Steinbock fast viereckicht, und haben innerhalb zwey, der Länge nach gehenden stumpfen Enden, eine durch Knoten wohl abgesetzte Oberfläche. Die Hörner der Bezoarziege haben nur ein Ende nach vorne, und dieses ist sehr zusammen laufend, fast schneidend, wie bey der gemeinen Hausziege, und mit ohngefähr vier dicken Knoten besetzt, übrigens aber ungleich. Ihre Beugung geht in fast gleichförmiger Entfernung rückwärts, mit einwärts gekehrter Spitze. Die Weibchen sollen keine, oder nur unansehnliche Hörner haben. Ihr Kopf gleicht sehr dem einer Ziege. Dagegen ist der Bart ansehnlicher, als bey dieser. Der ganze Körper ist mit einem grau röthlichen rauhen Haare bedeckt. Ueber den Rücken geht eine schwarze Linie. Der sehr kurze Schwanz ist ebenfalls schwarz, der Bart braun.

Sie hält sich eben da, wo man auch den Steinbock findet, auf dem Caucasus, ferner in der grofsen Tartarey, und auf den Gebirgen Indiens und Persiens heerdenweise auf. In Persien führt sie den Namen *Paseng*. Nach Pallas dürfte sie wahrscheinlich auch auf den europäischen Alpen zu Hause seyn. \*)

Von ihr kömmt der orientalische Bezoar, welcher irriger Weise von Buffon, und Andern, gewissen Antilopenarten zugeschrieben wurde, ehe man von der wahren Bezoarziege zuverlässige Kenntnifs erhielt.

Diese Ziege vermischt sich auch gerne mit dem Steinbocke und andern Ziegen, und erzeugt damit Bastarden.

\*) Die Abbildung ist von einem in der Menagerie zu Paris befindlichem Thiere genommen, welches unter dem falschen Namen Steinbock dahin vom Mont Blanc kam, und diese Vermuthung bestätigt, wenn es ausgemacht wird, dafs dasselbe die wahre Bezoarziege Asiens ist.



## LV. Das äthiopische Schwein.

*Sus aethiopicus.* (Le sanglier du Cap verd.)

Unter die ungewöhnlichen, seltenen Thiere, welche besonders Afrika eigen, und nur in diesem Welttheile von so außerordentlicher Eigenthümlichkeit gefunden werden, gehört auch das äthiopische Schwein. Dieses Thier, welches sich bey dem ersten Anblick durch sein furchtbares Ansehen, und monströses Aussehen auszeichnet, gehört zwar allerdings in das Geschlecht unsers europäischen Schweines, unterscheidet sich aber auch von demselben durch die bestimmteste Art Kennzeichen.

Das Auffallendste in der Gestalt dieses Schweines ist sein Kopf. Dieser erscheint nach Verhältniß der mässigen Grösse des Thieres ungemein lang und groß. Der Rüßel ist zwischen den hervorstehenden Fangzähnen auf eine monströse Art breit und platt gedrückt. Letztere sind sehr lang, und nach den Seiten aufwärts gebogen. Die kleinen Augen stehen sehr hoch am Kopfe, und näher beyeinander und bey den Ohren, als bey unserm Schweine. Unter den Augen befinden sich lange, warzige Fortsätze, oder Lappen. Die Füße sind kürzer, als bey unserm Schwein; der Schwanz ist nackt, und unbiegsam. An der Stirne zwischen den Ohren, und auf dem Nacken hat das Thier lange steife Borsten, wie eine Art Mähne, welche büschelweise geordnet stehen, und auch, obwohl kürzer und sparsamer, über den Rücken fortlaufen. Die Länge des Thieres beträgt gegen fünf Schuh.

Die Farbe an der übrigens mit dünen und kurzen Borsten besetzten Haut ist schmutzigbraun ins Röthliche fallend, am Rücken und Kopfe schwärzlich. Die Schirmhaare zwischen den Ohren sind aus weissen und gelben Borsten gemischt. Die Seiten des Leibs, und die Gegend des Bauchs, wie auch häufig die untere Gegend des Kopfs und der Kehle sind von weissen kleinen Borsten besetzt.



Es ist merkwürdig, wie die Natur dieses Thier durch seinen harten, fast hornartigen Rüssel, und die langen hervorstehenden Hauer geschützt, und ihm nebst diesen Waffen auch noch Schlaugigkeit, und eine ziemliche Hurtigkeit verliehen hat, um es um so mehr gegen die zahlreichen afrikanischen Raubthiere zu schützen, als dasselbe von einem der vorzüglichsten Sinne, nämlich dem Gesicht, nur schlechten Gebrauch machen kann, indem es mit den ganz oben am Kopfe stehenden Augen wegen den darauf herabfallenden langen Borsten, (gleichsam einem Schirme wider die Sonnenhitze) und den hinter selben befindlichen Ohren weder nach oben und rückwärts, noch wegen den unterhalb stehenden Lappen nach unten, also kaum anders, als geradeaus zu sehen im Stande ist. Was jedoch diesem Sinne an Brauchbarkeit mangelt, das findet sich nebstdem durch den scharfen Geruch und das feine Gehör ersetzt.

Uebrigens ist das äthiopische Schwein, obwohl es sich zähmen läßt, von Natur wild und grausam, und kömmt darin, so wie in seiner Lebensart, ziemlich mit unserm Schweine überein. Das äthiopische Schwein, welches Pallas beobachtete, war sehr schnell, lebhaft, und listig. Es wühlte mit dem breiten, beweglichen Rüssel die Erde leicht und geschwind um, wobey es sich oft auf die Knie niederliefs, oder, um mehrere Gewalt anzuwenden, sich mit dem Hintern gegen einen Baumstamm oder Zaun stützte. Die größte Stärke zeigte es am Kopf, und am Halse. In die Enge getrieben, oder um einen Menschen auszuweichen, gieng es mit dargebothenem Kopfe immer rückwärts, und schlug mit demselben aufwärts und zur Seite. Im Laufe erhob es den sonst herabhängenden Schwanz, und konnte sich, um das Futter zu erreichen, ziemlich hoch aufrichten. Es gab vorzüglich bey heißer Witterung einen eignen, un-  
gemein starken natürlichen Geruch von sich.



---

## Das Bismaschwein.

*Sus tajassu. (Le Pecari.)*

---

Diese Art unterscheidet sich von den übrigen durch den Mangel des Schwanzes, statt dessen man nur eine kleine Erhabenheit findet. Es ist etwas kleiner, als das gemeine Schwein, und von Farbe dunkelaschgrau. Um die Schultern zieht sich eine rothgelbe Binde. Die Füße und der Bauch sind schwarz. Auf dem Rücken über dem After befindet sich ein Drüsensack, in welchem eine öhlichte, stark riechende Feuchtigkeit abgesondert wird. Es hat kurze, rundlichte Ohren.

Sein Vaterland sind die wärmern Gegenden Südamerika's, Neuspanien, Panama, Brasilien u. s. w. wo es sehr zahlreich und heerdenweise lebt. Seine Nahrung besteht in Früchten, Wurzeln, Pflanzen. Man kann es leicht zähmen.

Sein Fleisch ist schmackhaft. Es muß aber sogleich, wenn das Thier getödtet ist, der drüsige Sack ausgeschnitten werden.

---

## Der Hirscheber.

*Sus babirussa. (Le Bahy-roussa.)*

---

Merklich von allen übrigen Arten unterscheidet sich der Hirscheber sowohl im Allgemeinen, was äußerliche Gestalt betrifft, als auch im Einzelnen. Er hat vier sehr grose Eckzähne, wovon besonders die obern sehr lang, aufwärts



gerichtet, zirkelförmig gegen die Stirne zurückgebogen sind, und durch die Oberlefe gehen. Der Kopf läuft in eine dünne, zugespitzte Schnauze aus; die Ohren sind klein, zugespitzt. Der Schwanz ist lang, und an der Spitze flossig. Die Füße sind höher, als bey den übrigen Arten. Von Farbe ist er grau, mit röthlich und schwarz vermischt. Das Haar ist weicher, als bey den verwandten Arten.

Sein Vaterland sind die Inseln in Indien, vorzüglich die moluckischen, wo er heerdenweis lebt. Er kann sehr gut schwimmen, nährt sich vorzüglich von Gras und Baumblättern, und läßt sich auch zähmen. Das Fleisch ist schmackhaft.

.....

Sein Vaterland sind die wüsten Gegenden Südamerikas, Neuspanien, Brasilien u. s. w. wo er sehr zahlreich und heerdenweis lebt. Seine Nahrung besteht in Früchten, Wurzeln, Kräutern. Man kann es leicht zähmen.

Sein Fleisch ist schmackhaft. Es muß aber sogleich, wenn das Thier getödtet ist, der dinstige Saft ausgepresst werden.

Der Hirschbock

Das Hirschbock (Cervus capreolus)

Mittheilung von allen übrigen Arten unterscheidet sich der Hirschbock sowohl im Allgemeinen, wie einzelne Gestalt betrifft, als auch im Einzelnen. Er hat vier sehr große Molken, wovon besonders die oben sehr lang, aufwärts



## Verwandte Geschlechter der zahmen Hausthiere.



Die erste...  
als...  
...  
...  
...

...  
...  
...

W

Verwandte Geschlechter der zahnmen Haaschier.

...



## Die Antilope, oder Gazelle.

Eine Mittelgattung zwischen dem Ziegengeschlecht und den Hirscharten bildet das sehr zahlreiche Geschlecht der Antilopen. Diese sind schnellfüßige, muntere Thiere, welche sich meistens, wie das Hirschgeschlecht, durch eine große Zierlichkeit und Annehmlichkeit der äußern Körperbildung auszeichnen, vorzüglich die heißen Climate Asiens und Afrikas bewohnen, und in mehr oder minder zahlreichen Heerden in trockenen, auch gebirgigen Gegenden leben, wo auf sie Jagd gemacht wird.

Von den Hirschen unterscheiden sie sich vorzüglich dadurch, daß sie ihre aus einer dichten, hornartigen, meistentheils dunkeln, schwarzen Substanz bestehenden Hörner nicht abwerfen; von den Ziegen durch ihre Hirschgestalt, und Hirschhaare. Den erstern nähern sie sich durch die Höhlen, oder Grübchen unter den Augen, welche den Thränensack bilden, der bey mehrern vorhanden ist. Ihre Hörner sind rund, meistentheils glatt, dahingegen die der Ziegen winklicht, und immer der Quere nach grob gerunzelt erscheinen.

In Europa giebt es nur zwey Arten von Antilopen, die gemeine Gemse, welche sich auf den unzugänglichen Klippen dieses Erdtheils erhalten hat, und die Saiga-Antilope. Die meisten wohnen in menschenleeren Gegenden des südlichen Afrika; auch Asien besitzt einige Arten derselben. In Amerika hingegen findet man sie, wie so manche andre Thiere der alten Welt, gar nicht.

Die Antilopen unter sich, deren zahlreiche Arten kaum noch alle entdeckt worden sind, können am besten durch die verschiedene Construction ihrer Hörner unterschieden werden. Nach dieser giebt es Antilopen, deren Hörner 1) gerade in die Höhe stehen, wie bey der *Pasan-Antilope* (*A. oryx.*) 2) nach hinten gerichtet sind, mit umgebogener Spitze, wie bey der *Gemse* (*A. rupicapra.*) 3) nach vorn umgebogen, wie bey der *Dam-Antilope* (*A. dama.*) 4) nach vorn gerichtet, mit rückwärts laufendem Ende, wie bey der *Gnu-An-*



tilope (A. Gnou.) 5) in Gestalt einer Leyer gebogen, wie bey der *Saiga*-Antilope (A. Saiga.) 6) spiralförmig gewunden, wie bey der *Hirsch*-Antilope (A. cervicapra.)

## LVI. Die Saiga-Antilope.

*Antilope saiga. (Le Saiga.)*

Man findet diese Antilope sehr weit in Europa nach Süden und Osten, und in dem gemäßigtern Theil von Asien verbreitet. Nach Pallas wird ihr Vaterland gegen Abend von Pohlen und Kleinrußland, gegen Süden von den karpatischen Gebirgen, von der Donau und den pontischen, kaspischen und aralischen Meeren, gegen Osten von den altaischen Alpen, und den von da sich erstreckenden waldichten Landschaften begränzt. Gegen Norden überschreitet sie nirgends den fünf und fünfzigsten Grad der Breite.

Sie hat die Gröfse eines Damhirsches, und auch das äußerliche Ansehen desselben, mit Ausnahme des sehr abweichenden Kopfes. Dieser ist ziemlich groß, die Schnauze über die untere Kinnlade hervorstehend, von der Stirne an häutig knorpelig, zweispaltig, hat eine zusammengedrückte, gleichsam abgestutzte Gestalt, und ist sehr beweglich. Die Augen stehen entfernt nach den Hörnern zu. Diese sind wellenförmig in Gestalt einer Leyer gebogen, durchsichtig, und von unten bis gegen ihr dünnes, sehr glattes Ende geringelt, dem Weibchen fehlen sie. Die Ohren sind kurz und stumpf, die Glieder dünn, und einwärts gerichtet; der Schwanz ist kurz.

Das an Sommerfellen kurze, sehr glatte Haar ist über den Rücken und an den Seiten graugelblich, dunhler unter den Knieen, und weiß am Halse, Bauch, und dem innern Theile der Füße. Weißlich ist der Kopf unter den



Augen, aschgrau an Stirn und Scheitel; das Winterhaar ist blafsgrau, und weicher als beym Hirsch.

Die Saiga's gehen selten einzeln, und stellen nach den Jahreszeiten Wanderungen an. Vorzüglich sammeln sie sich im Herbste in grossen Rudeln, und ziehen so weit als möglich in die Wüsten nach Süden. Im Frühjahr kommen sie, theils vertrieben von den Nomaden, und durch das Feuer, womit diese die trockenen Kräuter verbrennen, theils weil sie die Hitze nicht leiden können, zerstreut und in kleineren Rudeln zu den nördlichen Weiden zurück. Dann nehmen sie die Räume des ganzen tartarischen Gefildes ein, so dafs sie den Durchziehenden täglich begegnen, und wegen ihrer leichten Jagd zu den Hauptlebensmitteln derselben gehören.

Vorzüglich werden sie bey Flüssen und stehendem Wasser angetroffen. Sie ziehen die sumpfigen, feuchten und salzigen Felder den anmuthigsten Weiden vor, und lieben nicht gern die sandigen Gegenden, wo die Wer-muthspflanzen, welche sie nebst Salz, den salzigen Pflanzen, und andern scharfen, gewürzhaften Kräutern sehr gerne fressen, selten hervorkommen.

Ihren Sitten nach sind die Saiga's sehr furchtsame Thiere, und nicht den kleinsten Raubthieren gewachsen, daher sie häufig die Beute der in den Wüsten herumstreifenden Wölfe und der Jäger werden. Zwar ist ihr Geruch sehr gut, und sie sind so schnell von Füfsen, dafs man sie mit einem guten Pferde nicht einholen kann. Aber ihre übrigens schönen und grossen Augen sind durch einen besondern Bau, wodurch der von der gelben Erdoberfläche zurückprellende Schein gemildert werden soll, so schlecht, dafs sie oft den Jäger nicht bemerken, wenn er schon sehr nahe zu ihnen hinankriecht, und bey starkem Sonnenschein im Sommer ganz geblendet werden. So schnell sie auch im Laufe sind, so ermüden sie trotz ihrer vortrefflichen Athemwerkzeuge durch fortgesetzte Bewegung doch bald, und werden zuletzt ganz ohnmächtig. Ueberdies ist ihre Natur so schwächlich, dafs sie von den leichtesten Wunden, die andern Thieren fast nie schaden, sogleich sterben.

Wenn sich ihnen die Gefahr nähert, dann laufen sie erst zitternd weg, und verrathen durch einen Sprung ihre Furcht, stehen darauf oft still, und



sehen sich um, bis sie im anhaltenden Laufe zu fliehen fortfahren. Ein besonderer Naturtrieb dieser Thiere scheint es, daß von denjenigen, welche sich zur Ruhe legen, immer einige herum gehen und weiden, und indem sie von andern abgelöst werden, so gleichsam die Wache halten.

Zur Brunstzeit am Ende Novembers oder zu Anfang Dezembers kämpfen die Männchen um die Weibchen, und der stärkere treibt, wenn alle Mitbuhler verjagt sind, alsdann die ganze Heerde von Weibchen und Jungen, oft an hundert an der Zahl. Die Weibchen, welche den ganzen Winter hindurch trächtig sind, werfen vor der Mitte des Mays gewöhnlich nur ein Junges. Die Männchen wachsen sehr schnell, und bekommen schon im ersten Monat an der Stirne die Ansätze zu den Hörnern.

Wenn die Thiere sehr jung gefangen werden, lassen sie sich so zahm machen, daß sie dem Menschen überall, wie die Hunde nachfolgen; die etwas ältern aber bleiben immer sehr wild.

Sie lassen selten ihre Stimme hören; die Jungen blöcken wie Schafe. Ihr Gang ist etwas wackelnd, indem sie den Kopf nicht wie die andern Antilopen aufgerichtet tragen, sondern ihn mit steif vorwärts gestrecktem Halse hängen lassen. Sie pflücken das Kraut immer von der Seite ab, weil ihnen die weite und dicke Nase hinderlich ist, und weiden oft im Rückwärtsgehen.

Sie haben einen natürlichen balsamartigen Geruch.

Das Fleisch der ältern Thiere hat keinen vorzüglichen Geschmack, von den Jüngern aber ist es sehr wohlschmeckend. Aufser diesem werden das Fell und die Hörner der Saiga gebraucht. Letztere werden von den Chinesern den russischen Kaufleuten abgehandelt, und zum Behüfe der Leuchten zu den durchsichtigsten Scheiben bereitet. Einige ihrer Theile dienen bey den barbarischen Völkerschaften als Arzneimittel.



## LVII. Die Gnu - Antilope.

Antilope Gnou. (Le Gnou.)

Dieses Thier hat Vieles vom Pferde, vom Rindvieh, und vom Hirsche an sich. Es ist von der Grösse eines Esels, vier Fufs hoch. Die Hörner sind gegen 20 Zoll lang, schwarz von Farbe, stark, oben flach, und an der Stirne herablaufend, mit rückwärts gekrümmter Spitze. Das Weibchen hat ebenfalls Hörner. Der Nacken ist stark, wie beym Pferd, und mit einer kurzen dicken Mähne von steifen gleich langen Haaren versehen; der Schwanz ist lang, stark behaart, und ähnelt dem des Pferdes; der Kopf grofs, und einem Ochsenkopf nicht unähnlich. Der Hinterleib ist stark, wie beym Pferde oder Ochsen, die Füfse sind aber lang und dün, wie beym Hirsche. Die Hauptfarbe ist ein Dunkelbraun; der Schwanz und die Mähne hingegen sind weifsgrau, der Bart an den untern Kinnbacken, die Haare auf der Brust, und die vorne am Kopfe hervorstehenden steifen Haare sind schwarz. Die Augenlieder sind mit Wimpern besetzt, die von langen weissen, der Haut gleichliegenden Haaren gebildet werden, und eine Art Stern machen, in dessen Mitte das Auge liegt. Ueber demselben stehen sehr lange Haare von gleicher Farbe anstatt der Augenbraunen.

Beym ersten Anblick verräth der Gnou nach Sparrmann am meisten Aehnlichkeit mit dem Ochsengeschlechte, von dem er sich aber doch merklich durch seine den Antilopen eigenen, dünen Füfse, die kurzen eben diesem Geschlechte zukommenden Hirschhaare, durch seinen Ziegenbart, welcher auch der Elenn - Antilope zukömmt, und seinen Pferdeschweif, welcher ebenfalls einer andern Art Antilope eigen ist, entfernt. Mit einem Theil Antilopen und Hirschen hat er auch eine ansehnliche Fetthöhle unter und vor den Augen gemein, die mit einem kleinen Büschel schwarzer Haare umgeben ist.

Das Vaterland des Gnou ist das Vorgebirg der guten Hoffnung. Er hält sich in abgelegenen Landschaften meistens in grossen Rudeln zusammen, läuft schnell, und ist auch darin den Antilopen ähnlich, dafs er bisweilen im Fliehen Halt macht, um zu sehen und abzuwarten, ob der Jäger näher komme, in



welchem Falle er dann aufs Neue die Flucht ergreift — eine Eigenheit, die wohl auch andern Thieren z. B. den Zebra's zukömmt.

Die Hörner werden von den holländischen Colonisten zur Verfertigung der Löffel gebraucht. Sie nehmen eine feine Politur an, und sind durchsichtiger als die Hörner von irgend einem andern bekannten Thiere. Das Fleisch ist fein und saftig.

In wie weit dieses Thier gezähmt werden könne, muß die Erfahrung zeigen. Es scheint von einem etwas wilden Naturel. \*)

## LVIII. Die E l e n n - A n t i l o p e.

*Antilope Oreas. (Le Canna.)*

Dieses Thier ist eines der größten unter den Thieren mit gespaltenen Klauen, welche im südlichen Afrika wohnen, und mißt in seiner Höhe über vier Schuh. Die Farbe ist am Leibe falb ins Röthliche fallend, oder aschgrau, und fällt etwas ins Blaue, ausgenommen den Haarbüschel am Schwanze, und die dünne in die Höhe stehende, vom Nacken den ganzen Rückgrad hinablaufende Mähne, welche Theile schwarz sind. Die Hörner sind zwey Schuh lang, schwarzbraun, und von unten bis in die Mitte dreyseitig mit besondern Rändern, und merklich gewunden; nach oben sind sie rund und gerade. An der Wurzel zeigen sich einige unregelmäßige Ringe. Das Weibchen hat Hörner, wie das Männchen. An der Brust sieht man eine Wamme oder lose Haut, mit langen Haaren.

\*) Die Abbildung stellt einen Gnou vor, welcher mit den Hörnern stoßen will.



Man findet die Elenn-Antilope ebenfalls am Cap, und zwar in großen Heerden. Man sagt, daß diese Thiere wegen Mangel an Wasser bey großer Dürre, wie der Springbock, bisweilen in starker Anzahl Wanderungen nach Süden vornehmen. An einem Orte, wo solche Schaaren durchgezogen seyn sollen, fand Sparrmann alle grünen Plätze abgenagt, und den Boden wie Lagerplätze der Reuterey zertreten. Unter einer Heerde sind die Männchen allzeit die größten und fettesten. Die alten und langsamsten unter den Männchen halten sich abgesondert von der Gesellschaft, und pflegen so fett zu seyn, daß sie schon müde werden, wenn man kaum anfangt, sie zu jagen. Wenn die kap'schen Elenne gejagt werden, laufen sie nach Möglichkeit allzeit gegen den Wind, selbst alsdann, wenn der Jäger von dieser Seite kömmt, und ihnen entgegen eilt, welches sie, wie man glaubt, ihrer Fettigkeit wegen thun, um leichter Athem holen zu können. Junge, schnelle, und dabey fette Männchen sollen, wenn sie heftig gejagt werden, oft todt ninderstürzen.

Die Haut bey den Männchen ist am Halse dick und zähe, und wird nächst der Büffelhaut für die tüchtigste zu Ochsenriemen, Zugseilen, Feldschuhen u. d. gl. gehalten. Die Hottentotten gebrauchen die Hörner von beyden Geschlechtern zu Tabackspfeifenröhren. Das Fleisch ist fein, saftig und schmackhaft. Die Brust, welche sehr fett ist, wird für einen Leckerbissen gehalten; das viele Fett und der Talg von diesem Thiere könnte ebenfalls von gutem Gebrauche seyn.

Für die Gegenden, wo dieses Elenn zu Hause ist, würde es sehr vortheilhaft seyn, dasselbe zu zähmen, indem es in Rücksicht des Eutters leichter als Pferde und Rindvieh zu erhalten seyn müßte.



## LIX. Die grimmische Antilope.

*Antilope grimmia.* (Le Grimme.)

Diese Art hält Pallas für die kleinste und schönste von allen Antilopen. Sie hat ohngefähr die Grösse eines zwey Monat alten Damhirsch-Kalbes, und zeichnet sich durch die Annehmlichkeit in ihrer ganzen Bildung, ihre zierlich geformten Beine, durch die geschmeidige und regelmässige Fülle des Leibes, und die feine Bildung des Kopfs und der Augen vor allen andern ihr verwandten Thieren merklich aus.

Der Kopf ist bey dieser Antilope fast wie beym Damhirsch gebildet, mit Ausnahme der Nase, welche bey den andern Arten etwas schafähnlich ist. Die Hörner sind ein wenig dick, schwarz, parallel und völlig gerade in die Höhe stehend, am Ende etwas zusammengedrückt, und ziemlich spitzig zulaufend. Das Weibchen hat keine Hörner. Die Ohren sind groß; die Augen schwarz und etwas groß. Die Stelle des Thränensacks, welcher bey den Hirschen und den meisten Antilopen vorkömmt, vertritt eine vertiefte, glatte, schwarze Höhle vor den Augen, in deren Mitte eine schwielige, länglichte Spalte befindlich ist, welche eine in schwarze Materie sich verdichtende, riechende Feuchtigkeit ausdünstet. Der Schwanz ist kurz, und oben mit einer schwarzen Strieme gezeichnet.

Die Haare sind zärter und weicher, als bey den Hirschen, zugleich dicht und kurz. Die Farbe ist allenthalben melirt, nach vorne fast grau, nach dem Hintertheile und oberhalb der Schenkel fällt sie aus dem Weißgrauen ins Schwärzliche, unten aber am Körper ist sie weißlich. Der Hals hat am untern Theile mit dem Kopfe einerley gelblichgraue Farbe. Die Kehle und der obere Theil des Halses ist weiß; die Füße werden gegen die Klauen schwärzlich, und von den vordern Schienen steigt das Schwarze strichweise in die Höhe. Die Stirne bedecken länglichte, starre, aschgraue Haare, welche am Grunde der



Hörner gerade in die Höhe stehen. Zwischen den Hörnern zeigt sich ein Büschelchen schwarzer Haare, von welchen die Stirne herab eine schwarze Binde steigt, die an der Schnauze, vorzüglich gegen die Nase breit wird.

Sie ist ein furchtsames und hurtiges Thier, das mit einem zierlichen Anstande läuft, und wie ein Rehbock springt. Die Abbildung zeigt es in horchender Stellung, wie es mit dem einen aufgehobenen Fusse still steht, und sich umsieht. Mit den Hinterfüßen kratzt es den Leib und den Kopf. Es wird sehr zahm.

Sein Vaterland ist das südliche Afrika, Guinea, das Vorgebirg der guten Hoffnung u. s. w. Es führt daselbst den Namen Taucherbock, weil es sich immer unter dem Gesträuche untertaucht, sobald es einen Menschen gewahr wird, sich mit einem Sprunge erhebt, um seine Lage und Bewegungen zu entdecken, wieder niederdrückt, und während es flieht, von Zeit zu Zeit erscheint, um seinen Verfolger gewahr zu werden. Sparrmann vermuthet, es führe diesen Namen wegen seines sonderbaren Springens, das, gleichsam einem Untertauchen unter die Gebüsche gleicht, indem nämlich das Thier, wenn es mit geradem Halse in die Höhe springt, den Kopf, sobald es sich senkt, und auf ebnem Boden seinen Lauf fortsetzt, zwischen die Vorderbeine beugt.

Man bemächtigt sich dieser kleinen Antilopen, indem man sie entweder aus ihrem Lager im Gebüsche auftreibt, und erschießt, oder denselben bey den Eingängen in die Weinberge und Kohlgärten Schlingen legt.

## LX. Die hüpfende Antilope. (Springbock.)

*Antilope pygarga.*

Diese Antilope hat eine vorzüglich niedliche Gestalt, und ist vielleicht die schönste von allen. Sie zeichnet sich durch ihre feurigen und glänzenden Augen aus, welche bey allen Antilopen oder Gazellen so schön sind, daß es in



einigen Morgenländern für das grösste Lob von der Schönheit eines Frauenzimmers gilt, ihre Augen mit denen einer Gazelle zu vergleichen. Die häufigste und gemeinste von allen Antilopen, welche in Afrika zu Hause sind, ist eben dieses Thier, wovon man grössere Heerden zu Tausenden und kleinere Schaaren oft so weit nur das Auge reicht auf den Fluren zerstreut findet.

Die Höhe des Springbocks beträgt  $2\frac{1}{2}$  Schuh. Die Hörner entfernen sich von der Wurzel an in einer sanften gleichförmigen Beugung bis auf 5 Zoll von einander, und nähern sich dann mit ihren Spitzen bis auf  $3\frac{1}{2}$  Zoll. Bey den zahmen ist aber diese Beugung verschieden. Sie sind bey beyden Geschlechtern gleich gross, und gleich gestaltet, schwarz von Farbe, und von unten bis etwas über die Hälfte mit erhabenen Ringen geziert; der übrige Theil ist völlig eben, und endet in eine scharfe Spitze. Die Hauptfarbe dieses Thieres ist mehr oder weniger hellbraun, oder eigentlich eine helle Rostfarbe. Diese Farbe fängt dicht vor den Hörnern an, geht dann über den Nacken und Hals hinab, und verbreitet sich über den Rücken, die Seiten, den äussern Theil der Schenkel, und die ganzen Hinterbeine; über die Vorderbeine geht nur ein schmaler Streif. Vom hintern Theil des Rückens fängt die weisse Farbe in einem kleinen etliche Zoll breiten Strich an, läuft dann über den Hintern, die innere Seite der Lenden und den ganzen Bauch, verbreitet sich ferner über die Vorderbeine, die Brust, in einem schmalen Streife über den Hals, und den übrigen Theil des Kopfs, mit Ausnahme von zwey dunkelbraunen Strichen, die von dem Maul über die Augen nach den Hörnern gehen. Die Ohren sind aschgrau. Die Haare sind überhaupt fein, dicht, und kurz, ausgenommen diejenigen dunkelbraunen und weissen, welche zunächst hinten auf dem Rücken aneinander stossen, und länger sind. Diese weissen werden von den dunkelbraunen so bedeckt, dass sie erst bey einer Bewegung des Thieres im Sprunge u. s. w. schön sichtbar sind.

Die Springböcke haben ihren Namen von der Eigenschaft, welche sie besonders im Verfolgen zeigen, wo diese Thiere zwey bis drey Ellen hoch, ja noch weit höher übereinander weg zu springen pflegen. Sie machen bey dieser Gelegenheit ohne Noth, und ohne dadurch beträchtlich weiter zu kommen, oft drey bis vier Luftsprünge hintereinander. Bey diesen Sprüngen krüm-



men sie entweder den Rücken oberwärts, und stoßen die vier Füße zusamm, oder sie krümmen ihn stark unterwärts, und halten um so viel weiter die Hinterfüße von den Vorderfüßen entfernt.

Durch Jagen wird eine ganze Schaar dieser Thiere leicht zerstreut, so dafs am Ende nur zwey oder drey zu verfolgen übrig bleiben. Ist die Schaar indess etwas voraus, dann macht sie Halt, kehrt sich um, und sieht ihren Verfolger an, welche Stellung die beygefügte Abbildung zeigt. Die Springböcke laufen sehr schnell, und können nur mit einem tüchtigen Jagdpferde eingeholt werden. Sie sind übrigens nicht scheu, und lassen die Jäger zu Pferd sowohl als zu Fuß nahe genug kommen, um getroffen zu werden. Zur Zeit, wenn in Innern von Afrika eine grofse Dürre einfällt, sollen sie in unzählbarer Menge ihre Züge nach Süden gegen die Colonien des Caps in gerader Richtung bis ans Meer hin nehmen, und auf demselben Wege, von einer Menge Löwen verfolgt, auch wieder zurückkehren. Nach Le Vaillant nehmen sie diese Züge auch von den dürrn und felsigten Gegenden der Spitze von Afrika nach Norden in das Kaffernland, und andere bewachsene, mehr bewässerte Landschaften.

Das Fleisch von diesem Thiere ist wohlschmeckend, und hat einen saftigern und feinern, auch wildern Geschmack, als das Fleisch der übrigen Gazellen.

## LXI. Die Bubal-Antilope.

*Antilope bubalis. (Le Bubale.)*

Dieses Thier gehört durch die Form und Beschaffenheit seiner Hörner, durch seine Thränenhöhlen und Hirschfüße in das Geschlecht der Antilopen. Allein es unterscheidet sich von den gewöhnlichen Arten derselben beym ersten Anblick durch seine etwas schwerfälligen Umrisse, durch die Höhe seines Wiederrisses, welche ihm beynahe ein bucklichtes Ansehen giebt, und end-



lich durch die Länge und Dicke seines Kopfes, der in der That einige Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer jungen Kuh hat. In dieser Hinsicht führt es auch bey den Arabern den Namen eines wilden Ochsen. An Wuchs übertrifft es in etwas den Hirsch; von Farbe ist es ganz röthlich, mit Ausnahme des Schwanzbüschels, welcher schwarz ist. Der Schwanz reicht bis zu den Kniekehlen herab.

Die Hörner des Bubal haben eine ganz andere Krümmung, als bey den andern Antilopen. Bey diesen ist nämlich die untere Beugung in ihrer Richtung konvex gewölbt nach vorne zu, so daß sich die Spitze aufwärts neigt; beym Bubal hingegen geht die untere Beugung konkav nach vorne, und die Spitze krümmt sich gegen den Rücken. Man bemerkt auch noch, daß dem Bubal die Haarbüschel mangeln, welche die Knie der Antilopen bedecken.

Von den Sitten dieses Thieres in seinem wilden Zustande weiß man fast nichts Besonders. Es soll in Heerden leben, und die Jungen sollen sich leicht zahm machen lassen, und mit Heerden des Rindviehes auf die Weide gehen. Es läuft, bleibt still stehen, und vertheidigt sich nach Art der Antilopen. Die Richtung von den Spitzen seiner Hörner indess zwingen es, eine besondere Vertheidigungsweise anzunehmen. Wenn es sehr in die Enge getrieben wird, wendet es sich um, geräth in Wuth gegen seinen Verfolger, und versetzt, indem es den Kopf zwischen die Beine neigt, und augenblicklich wieder erhebt, gefährliche Wunden.

Das Vaterland dieses Thieres ist der ganze Norden von Afrika, und überdiß die Wüste. Von da kömmt es manchmal nach Aegypten, um in den Sümpfen oder den kleinen bewässernden Kanälen seinen Durst zu löschen; allein es flieht die Nähe des Menschen. Den Alten war es sehr wohl bekannt; die Franzosen haben mehrere sehr kennbare Figuren dieses Thieres unter den Hieroglyphen von den Tempeln Oberägyptens entdeckt.

Die Bubale, welche man in den Menagerien hatte, waren ziemlich friedlich, und verzehrten alle Arten vegetabilischer Nahrung.



## LXII. Die Giraffe.

*Giraffa. (La Giraffe.)*

Das höchste von allen vierfüßigen Thieren ist die Giraffe, indem dieses Thier vom Hufe an bis an die äußerste Spitze seiner Hörner über 16 Fuß mißt. Dagegen aber ist die Länge nur 7 Fuß, wodurch es bey dem ersten Anblick ein höchst auffallendes Ansehen gewinnt, und dem Auge, das an die ordentlichen Verhältnisse des Körperbaues gewöhnt ist, eine Art Mißgestalt zeigt, welche noch durch den Contrast des vordern und hintern Theiles vermehrt wird. Der erstere ist nämlich ansehnlich höher, als der letztere, und gegen die Schultern zu ziemlich dick, während der andere so dün und schmal zuläuft, daß es scheint, als ob beyde gar nicht zusammen gehören könnten. Der längste Theil vom ganzen Thiere ist ohnstreitig der Hals. — Kleiner als das Männchen sind die Weibchen, und nur 13 bis 14 Fuß hoch.

Der schönste Theil seines Körpers ist der pferdeähnliche Kopf, dessen Mund klein, und dessen Augen groß und lebhaft sind. Zwischen beyden Augen und oberhalb der Nase zeigt sich eine sehr hervorspringende, deutliche Erhabenheit von eben der knöchernen Substanz, wie die zwey kleinen Hügel, oder Auswüchse, womit das Hinterhaupt versehen ist, und welche sich in der Größe eines Hühnereyes auf jeder Seite an dem Ursprung der Mähne erheben.

Die 8 bis 9 Zoll langen Hörner, welche sich zwischen beyden Ohren an dem höchsten äußersten Ende des Kopfs senkrecht und gleichlaufend erheben, und sich in eine runde mit steifen Haaren besetzte Erhabenheit endigen, sind nur zwey Theile und Auswüchse des Hirnschedels, also ganz von dem, was man eigentlich Hörner oder Geweyhe nennt, verschieden. Ihre Substanz ist weder die des Hirschgeweyhes, noch des Horns vom Ochsen. Den Hals bedeckt eine kurze Mähne, welche bis auf die Schultern reicht. Der Schwanz ist dün, und endigt sich in einen Haarbüschel.



Die männlichen und weiblichen Giraffen sind auf gleiche Weise gefleckt. Das Männchen hat jedoch auf einem grauweißen Grunde große dunkelbraune, fast schwarze Flecken, das Weibchen aber auf gleichem Grunde falbe, die weniger stechen. Die jungen Männchen haben die Farbe ihrer Mütter; ihre Flecken werden aber mit dem Alter immer dunkler.

Diese Thiere, deren Vaterland das Innere von Afrika ist, nähren sich von Baumblättern, und zum Theile auch von Wiesenpflanzen. Um zu weiden oder zu trinken, dürfen sie sich nicht, wie man glaubte, auf die Kniee legen. Den Hals, den es sonst gerade hebt, neigt es hinterwärts, so oft es einen Vorderfuß aufhebt. Seine Bewegung ist aber keineswegs unbehilflich, und fehlerhaft, sondern besteht in einem ordentlichen Gehen, oder sehr schnellem Trotte, in dem es von einem guten Pferde nur mit Mühe eingeholt wird. Wenn es auf ebnem Boden graset, beugt es bisweilen ein Knie, wie das Pferd, und wenn es Zweige und Laub von hohen Bäumen bricht, setzt es den Vorderfuß dem Hinterfuß ohngefähr  $1\frac{1}{2}$  Schuh nahe. Es legt sich oft nieder, um wiederzukäuen oder zu schlafen.

Das Weibchen wirft jederzeit nur ein Junges, und trägt zwölf Monate.

Es ist von friedlicher, furchtsamer Natur, und hat keine sonderlichen Waffen weder zum Angriffe, noch zur Vertheidigung. Doch ist es falsch, wenn man behauptet, dieses Thier könne sich gar nicht vertheidigen. Le Vaillant giebt als zuverlässig an, daß es durch Ausschlagen den Löwen müde und muthlos macht, und ihn zum Weichen bringt.

Das Fleisch von dem jungen Thier ist essbar. Die Hottentotten jagen auf dieses Thier, und finden besonders das Mark von demselben sehr wohlschmeckend. Aus der Haut machen sie Gefäße, worinn sie selbst Wasser aufbewahren können.



# LXIII. Das Bisamthier.

Moschus. (Le Musc.)

Das Vaterland dieses sehr berühmten und merkwürdigen Thieres sind die höchsten Gebirge des östlichen Asiens, vorzüglich das hohe von Bergen eingeschlossene Land zwischen den altaischen Alpen, und den Gebirgen, welche Tibet von Indien trennen. Von diesen Gebirgen hat es sich weiter von dem dreißigsten bis zum vierzigsten Grad nördlicher Breite ausgedehnt.

Es lebt auf steilen Klippen, und in kalten, zwischen hohen Bergen liegenden Thälern und Tannenwäldern, wie auch auf den Vorgebirgen der höchsten Schneekuppen. Niemals wagt es sich auf waldlose Berge, und flache Gefilde, selbst nicht im Winter. Er streift beynahe einsam umher, und gesellt sich nur im Herbst, seiner Wanderungen wegen, oder zur Brunstzeit, in Haufen.

Es hat die Grösse eines halbjährigen Rehes, auch die einnehmende, niedliche Gestalt desselben, und ist von Farbe meistens braunschwarz.

Seine Hinterfüsse sind beträchtlich länger, und stärker, als die vordern. Auf jeder Seite des Oberkinnbackens ist es mit zwey elfenbeinartigen Hautzähnen versehen, die nach unten gerichtet sind, und sich spitzig endigen. Die Augen sind nach Verhältniß des Körpers groß, und ohne Thränenhöhlen; die Ohren, wie beym Rehe, etwas lang und breit. Der Schwanz ist sehr kurz.

Das Thier besitzt weder Hörner, noch Geweihe. Das Männchen hat am Bauche nach hinten einen häutigen, eiförmigen Sack, in welchem eine stark riechende, öhlige Feuchtigkeit abgesondert wird, die unter dem Namen des Bisams bekannt ist.

Uebrigens sind diesem Thiere diejenigen Vorzüge eigen, welche seiner Lebensart am meisten entsprechen. Es ist im Laufen und Springen sehr behende, und geht mit seinen harten spitzigen Hufen mit Leichtigkeit über die stei-



len Abhänge und Klippen. Verfolgt macht es oft Sprünge von einigen Klaf-tern. In den dichtesten Wäldern weiß es mit äußerster Behendigkeit durch-zukommen, und sich durch allerley Kunstgriffe zu retten. Auch schwimmt es über breite, und reißende Ströme. Zur Winters- und Frühlingszeit läuft es mit ausgebreiteten Hufen, und ohne fast eine Spur in dem Schnee zurück zu lassen.

Seine Furchtsamkeit ist äußerst groß, und verursacht, daß es stets die unwegsamsten Einöden sucht, und bewohnte Gegenden flieht. Man kann es ganz jung aufziehen, doch kömmt es um, wenn es schon etwas erwachsen ge-fangen wird.

Seine Nahrung besteht in trockenem Gebirggras, Baumfrüchten und Wurzeln. Des Winters erhält es sich vorzüglich von Flechtenmoos.

Die Brunstzeit fällt zu Anfang des Winters in den November und De-zember, wo diese Thiere am fettesten sind. Zu dieser Zeit versammeln sie sich, und scheinen gleichsam zu wandern; die Männchen kämpfen dann mitein-ander.

Es giebt sechs bekannte Arten von diesem Geschlechte, welche in Asien verbreitet sind, wovon das Zwerg-Bisamthier als das kleinste wiederkauende Thier bemerkenswerth ist.

Die verschiedenen Völkerschaften, bey denen das Bisamthier einhei-misch ist, machen auf dasselbe auf verschiedene Weise Jagd. Sein Fleisch ist eßbar, und besonders das von den Jungen wohlschmeckend und zart. Mehr noch, als dieses, wird sein Fell geschätzt. Dieses wird mit den Haaren zu Mützen und Winterkleidern bereitet, gegerbt aber machen sich die Russen da-von Sommerkleider, und es giebt ein weichers, und zarters Leder, als das Rehfell. Der hauptsächlichste Nutzen jedoch, den die Jäger von diesem Thiere haben, besteht in dem Bisam. Dieser ist von minderer Güte bey dem sibirischen Bisamthier, und am besten bey den tibetischen, tunkinischen, und cochi-nischen Bisamthieren. Der Gebrauch desselben ist medizinisch von großem Nutzen.

Uebrigens sind diesem Thiere diejenigen Vorzüge eigen, welche Lebewesen im wasser entsprechen. Es ist im laufen und springen sehr be-fähigt, und geht mit seinen harten spitzigen klauen mit leichtigkeit über die stei-



## LXIV. Das Kameel

Camelus. (Le Chameau.)

Das Geschlecht der Kameele gehört in die Ordnung der wiederkauenden Thiere, unterscheidet sich aber von denselben durch sehr auffallende Merkmale. Seine Zehen sind nicht gänzlich mit Horn bedeckt, sondern haben nur an ihrer äußersten Spitze kleine Nägel, und eine Art harter Sohle, welche beyden Zehen gemein ist. Diese werden nur durch eine gewisse Spalte abgesondert, so daß sie sich weder nähern, noch entfernen können. Die Kameele haben daher keinen vollkommen gespaltenen, sondern nur nach vorne bogenartig ausgeschnittenen Fuß, in welcher Hinsicht sie sich etwas dem Pferde nähern.

Die äußere Bildung der Kameele ist in gewissen Stücken unedel und widerlich. Ihr schwerfälliger Gang, die Länge und Krümmung des Halses, ihre gespaltenen Lippen, die hervorspringenden Augen, die sichtbare Schwäche ihres Kreuzes, und ihrer Hinterbeine, endlich die Fettauswüchse, welche ihren Rücken entstellen, geben zusamm kein reizendes Bild von diesen Thieren.

Man unterscheidet zweyerley Arten derselben, wovon jede mehrere Abarten in sich begreift.

Die erste, den Alten unter dem Namen das Kameel von Backtrian bekannt, hat diesen Namen (Kameel) behalten; die andere, welche sie Kameel von Arabien nannten, hat den Namen *Dromedar* bekommen, welches so viel als einen Läufer bedeutet. Den Namen *Kameel* führen diese Thiere in den orientalischen Sprachen.

Das Kameel, welches eigentlich diesen Namen führt, unterscheidet sich bey dem ersten Anblick durch seine zwey Höcker, wovon der eine, welcher auf die Schultern gesetzt ist, gemeiniglich nach der Seite fällt, wenn das Thier nur ein wenig fett ist, der andere aber auf dem Hintertheil die meiste Zeit auf-



recht bleibt. Diese Art ist im Ganzen gröfser, als der Dromedar; seine Beine sind im Verhältnifs des Körpers niedriger, der Gang ist langsamer, die Schnauze dicker, und aufgequollner, die Farbe des Haares mehr braun.

Dieses Thier bewohnt noch heut zu Tage die nämlichen Gegenden, wie in ältern Zeiten, nämlich Turkestan, ehemals Backtriana. Man findet es auch in Tibet, und bis an die Gränzen von China. Pallas versichert sogar, dafs es in diesen Ländern noch wilde gebe, welche gröfser und muthiger, als die zahmen sind.

Diese Art allein ist es, welche man in diesem ganzen Erdstrich als ein Lastthier gebraucht. Im Innern Persiens hingegen, in Arabien und Aegypten gebraucht man dazu nur die Kameele mit einem Höcker, und hält die zweyhöckerigen nur der Seltenheit wegen und als fremde Thiere. Allen Nachrichten zufolge hat dieses Kameel mehrere natürliche Anlagen in einem gemäßigten Klima zu leben, als der Dromedar.

Der grofse Nutzen dieses Thieres ist daraus einleuchtend, dafs es sich nur von schlechten Gräsern, Blättern, und mittelmäßigem Heu, welches ihm in geringer Portion gereicht wird, ernährt, dabey aber doppelt so viel trägt, als das Pferd, und noch einmal so schnell sich bewegt. Sie legen sich auf die Kniee, um beladen, oder entlastet zu werden. Man befestigt sie an den Sätteln aneinander, so dafs ein Mensch ihrer fünf oder sechs führen kann. Ein solches Thier kostet zu seinem Unterhalt nicht mehr, als ein Pferd, obgleich es viel stärker ist.

Seine Brunstzeit tritt im Oktober ein, und währt im Winter bis zum Februar. Während dieser Zeit fressen sie beynahe gar nichts, werden sehr mager, und beißen und schlagen gerne mit den Füfsen. Das Weibchen fällt bey der Begattung auf die Kniee, und man sagt, dafs sie dieses Geschäft nicht ohne einige Mühe verrichten. So wie diese Periode vorüber ist, tritt sogleich die Härung des Thieres ein. Die Haare des Halses lösen sich dann in grofsen Klumpen ab, und in weniger als zwey Monaten ist der ganze Körper nackt. Diese gänzliche Nacktheit dauert ohngefähr zwey Monate. Nach Verlauf derselben fängt das Haar an wieder hervorzukommen, braucht aber drey Monate, um seine vorige Gröfse wieder zu erlangen.



Diese Thiere haben die Gewohnheit sich gerne im Staube niederzulegen und darin sich zu wälzen. Vorzüglich reihen und erhitzten sie sich zur Brunstzeit auf tausendfältige Art. Ihren Urin lassen sie nach hinten, und sie schlafen mit offenen Augen.

## LXV. Der Dromedar.

*Camelus dromedarius.* (Le Dromedaire.)

Das Kameel mit einem Höcker ist diejenige Art, welche die Araber allein gebrauchen, und die sie in den verschiedenen Gegenden wo sie sich niedergelassen haben, mit sich führten, nämlich in Syrien, Babylonien, und den Ländern, welche sich längs den Küsten Afrikas, von Abyssinien bis Maroko ausbreiten. Es giebt von dieser Art eine besondere Race, welche kleiner, viel rascher im Laufe ist, und eigentlich den Namen *Dromedar* (im Griechischen *Καμηλος Δρομας*) veranlaßt hat, den nun die ganze Art führt.

Der Dromedar, und vorzüglich die eigentlich so genannte Race, ist von Gestalt kleiner, als das Kameel mit zwey Höckern. Doch erreicht er eine Höhe von 5 bis 7 Fuß. Sein Höcker erhebt sich auf der Mitte des Rückens. Die Schnauze ist weniger gekrümmt, als bey dem Kameele, das Haar ist weich, wollig, sehr ungleich, und besonders lang auf dem Nacken, der Kehle, und dem Höcker. Die Farbe ist bey den Jungen ein schmutzig Weifs, bey den Alten ein mehr oder minder dunkles, röthlichtes Grau. Man bemerkt bey diesem Thiere die nämlichen Erhärtungen an Füßen und auf der Brust, wie bey dem Kameele.

Es läst sich nicht wohl bestimmen, wo diese Art ursprünglich zu Hause ist. Ungewifs ist es, ob sich selbe in den mittäglichen Gränzen Sibiriens, und gegen die Gränze China's hin wirklich in wildem Zustand finden, oder nicht blos zu den aus der Sklaverey entkommenen, verwilderten Thieren gehören.



Der Dromedar ist das unentbehrlichste von allen Hausthieren in den Ländern, welche die Araber bewohnen, und durchstreifen. Ohne die bewunderungswürdige Genügsamkeit dieses Thieres, ohne dessen Gabe, lange Zeit hindurch den Durst zu ertragen, und die Leichtigkeit, die fast unermesslichen, mit brennenden Sand bedeckten Strecken der Wüste raschen Schrittes zu durchziehen, würde es nie den vorzüglich in ältern Zeiten so berühmten Caravanenhandel gegeben haben, und sowohl zwischen Aegyten und Abyssinien, als auch zwischen der Barbarey und den über die Wüste hinaus gelegenen Ländern wenig Verbindung herrschen; das glückliche Arabien aber durch weite Sandmeere wie abgeschnitten von dem übrigen Erdboden seyn.

Die großen Dromedare tragen ein Gewicht von sieben Hundert bis tausend oder zwölf Hundert, und machen des Tags zehn Meilen; allein der Schnellläufer, welcher keine Bürde trägt, macht an dreyßig Meilen, je nachdem der Boden eben und trocken ist. Diese Thiere werden beynahe unbrauchbar in felsigten und gebirgigen Landschaften, und noch mehr in sumpfigen Gegenden. Die Feuchtigkeit macht ihre Beine anschwellen, und man sieht sie dann oft und schnell niederfallen. Die eine oder die andere Spielart setz ihren Marsch wohl an acht bis zehn Tage fort, und frisst nichts, als trockene und dornige Kräuter, welche in der Wüste wachsen. Den Durst kann der Dromedar sieben bis acht Tage aushalten. Nach einer so langen Entbehrung wittert er das Wasser von weitem, und wenn er selbes auf seiner Tragweite findet, läuft er schnell, und so weit voraus, als man ihn nur sehen kann.

Man richtet die Jungen ab, sich auf die Kniee niederzulassen, damit man sie beladen kann; sie erheben sich nicht, sobald sie fühlen, daß die Last zu schwer für ihre Kräfte ist. Es giebt auch einige, die sich mit dem Kopfe vermittle des Sattels, an welchem die Ballen befestigt sind, selbst beladen. Sie lieben die Musik, und können durch eine Melodie dahin gebracht werden, einen weitem Weg zurückzulegen, als durch Zwang geschieht; man sieht sie wohl auch nach Instrumenten tanzen.

Diese Thiere sind sehr sanftmüthig, ausgenommen zur Brunstzeit, wo sie beynahe wüthend werden. Man sagt, daß sie sich in dieser Zeit jeder schlechten Behandlung erinnern, die sie erfahren haben, und sich an den Urhebern



derselben zu rächen suchen. Sie schlagen und beißen dann, und zerquetschen bisweilen einen Menschen unter ihren Füßen. Ueberdies fressen sie vierzig Tage beynahe nichts. Die Paarung erfolgt langsam, indem sich das Weibchen auf die Kniee niedergelassen hat. Die Brunstzeit fängt im Monat Februar an, und dauert zwey Monate. Nach derselben verlieren sie ihre Haare, werden aber nicht gänzlich nackt, wie das Kameel.

Die Tragzeit sind zwölf Monate, und das Weibchen hat nur ein Junges. Sein Leben bringt der Dromedar auf vierzig bis fünfzig Jahre. Es giebt auch Bastarde zwischen dem Dromedar und Kameel, welche geschätzter als die ursprünglichen Arten seyn sollen.

Das Fleisch der jungen Dromedare ist so gut wie Kalbfleisch, und die gewöhnliche Nahrung der Araber. Sie geniessen auch die Milch, welche dick und nahrhaft ist, und woraus sie Butter und Käse bereiten.

Das Haar des Dromedars gebraucht man zu mehrern Arten von Stoffen, zu Filzen und andern Zubereitungen. Nichts von diesem Thiere bis auf seinen Mist ist in diesen unfruchtbaren Gegenden ohne Nutzen. Letzterer ist das vorzüglichste Brennmittel, und man bereitet mit dem zurückbleibenden Rufs eine Menge Ammoniaksalz. Der Dromedar war auch seit undenklichen Zeiten der Hauptreichthum der arabischen Hirtenvölker, nach dessen Besitz man den Reichtum des Einzelnen unter ihnen schätzt.



---

## LXVI. D a s L a m a.

---

*Camelus llacma.* (L e L a m a.)

---

**D**as Lama kömmt in seiner Bildung fast ganz mit dem Kameele überein. Seine Zehen sind nur an ihrer Spitze mit kleinen platten Nägeln statt der Hufe bewaffnet; den langen Hals, die gespaltene Oberlippe, und das feine, wollige Haar hat es ebenfalls mit dem Kameele gemein. Allein es fehlen ihm die Fettauswüchse, welche den Körper des Kameels verunstalten, und seine Zehen sind durch keine gemeinschaftliche Haut verbunden. Ueberdies ist es von Gestalt kleiner, als das Kameel, indem es nicht viel die Gröfse eines gemeinen Hirsches übertrifft.

Einen sonderbaren Eindruck macht die Physiognomie dieses Thieres durch die platte Stirn und Vorderseite des Kopfes, durch den Vorsprung, welche die Oberlippe über die Nase hinaus macht, und die tiefe Spalte, welche dieselbe trennt.

Seine Augen sind rund, hervorragend, und sehr lebhaft, mit langen und starken Wimpern; seine Ohren, die es oft in die Höhe richtet, und bisweilen nach hinten niederlegt, länglicht rund, ein wenig spitzig, und um die Hälfte kleiner, als der Kopf.

In das Auge fallend durch seine Länge ist auch der Hals. Dieser ist noch beträchtlicher, als selbst die Vorderfüsse — ein seltenes Verhältniß bey den vierfüßigen Thieren, und um so auffallender bey dem Lama, weil dessen Hals schwächlich, an den Seiten zusammengedrückt, und, gleichwie am Kopfe und den Ohren, mit einem kürzern Haar besetzt ist, als der übrige Körper.

Das Thier hat ein schwaches Kreuz. Der Schwanz erreicht nicht die Hälfte der Schenkel, ist aufrecht, mit der Spitze aber nach innen gebogen.

Die Farbe ist im Ganzen ein mit schwarz, röthlich oder grau vermisches Braun. Die Brust und der untere Theil des Bauches sind ziemlich kurzhaarig, und



von den langen Seitenhaaren wohl abgegränzt; die Beine sind sehr kurzhaarig und völlig schwarz.

Die wilden Lama's (*Guanakos*) unterscheiden sich von den zahmen durch nichts, als ihre etwas beträchtlichere Gröfse, und ihr kastanienbraunes Kleid. Sie bewohnen die Gebirgskette der Cordillern in Peru. Auf den hohen Andes des südlichen Peru trifft man sie heerdenweise, wo sie sich von kurzem Moose und dem Grase *Ycho* nähren. Man sagt, dafs sie neugierig stehen bleiben, sobald sie Jemand bemerken, dann aber mit einemmale die Nasenlöcher aufblasen, und mit einem Wiehern den Spitzen der Berge zueilen. Auf diese Thiere wird Jagd gemacht.

Man weifs, dafs die Lama's vor Ankunft der Spanier die einzigen Haushthiere der Peruaner waren, und ihnen die ersten Dienste als Zug- und Lastthiere geleistet haben. Sie gebrauchten sie selbst zum Ackerbau, und pflegten sie ührigens, wie wir unsre Schafe, ihres Fleisches und ihrer Wolle wegen.

Unter die Hauptvorzüge dieses Thieres gehören seine Genügsamkeit und die Sicherheit seiner Füfse, wodurch es einerseits nur sehr wenig zu seinen Unterhalte bedarf, andererseits aber vermögend wird, ohne zu straucheln, die steilsten Felsen zu durchlaufen. Allein diese Vorzüge mindern sich wieder durch seine verhältnifsmässige Schwäche. Es trägt nicht über 150 bis 200 Pfund, und macht, so beladen, des Tags nur vier oder fünf Meilen, bedarf auch jeden fünften Tag zum Rasttage. Will man es zwingen, einen weitem Weg zurückzulegen, oder eine gröfsere Last zu tragen, so legt es sich nieder, und kann durch nichts mehr zum Aufstehen gebracht werden, ja tödtet sich, durch schlechte Behandlung auf's Aeufserste gebracht, wohl selbst, indem es den Kopf unaufhörlich gegen die Felsen stofs.

Das Fleisch der Jungen ist so wohlschmeckend, wie Hammelfleisch, und die allgemeine Nahrung in dem spanischen Amerika. Die Haut ist sehr fest, und wird von den Indianern zu Schuhen, den Spaniern in Amerika zu Pferdezeug benützt.

Es scheint von dieser Art Lama mehrere Spielarten, wie unter andern zahmen Hausthieren zu geben. Wohl zu unterscheiden ist aber als besondere Art (von dem Geschlechte Lama) das *Vicunna* - Lama (*Lama Vicunna*, la Vigog-



ne). Seine Füße sind höher, und der Hals ist dünner, als bey dem vorigen, der Rücken mit seidenartigen, röthlich hellbraunen Haaren bedeckt; der Bauch mit weissen und längern. Es ist von Gestalt kleiner, und bewohnt die hohen Berggipfel von Chili und Peru, wo es heerdenweise von Gebirgsgräsern lebt. Von ihm kommt die kostbare Wolle, woraus man sehr leichte und zugleich sehr warme Zeuge bereitet, die man, ohne daß es nöthig ist, sie zu färben, mit der natürlichen Farbe des Thieres trägt.

## LXVII. Der Elephant.

*Elephas. (L' Elephant.)*

Das Geschlecht der Elephanten ist von allen übrigen Geschlechtern der vierfüßigen Thiere so merklich verschieden, daß es bey dem ersten Anblick schwer hält, dasselbe in eine Ordnung unter ihnen zu bringen. Am meisten kömmt es jedoch in seiner Organisation mit dem Schweinegeschlecht überein, womit auch ähnliche Thiere, wie das Nashorn, und Flußpferd, verglichen werden können.

Der Elephant hat fünf vollkommene, deutlich von einander getrennte Zehen, welche an ihrer Spitze mit kleinen, flachen Nägeln besetzt, und unter einer harten, dicken Haut vorborgen liegen, die ihnen alle Beweglichkeit benimmt. Er besitzt sehr verlängerte Eck- oder Stofszähne, die unter dem Namen des Elfenbeines bekannt, und entweder gerade oder nach vorne gekrümmt sind, und sich in eine Spitze endigen, auf gleiche Weise, wie die Fangzähne des wilden Schweins. Vorzüglich aber zeichnet ihn der sehr verlängerte Rüssel aus, ein Werkzeug, worin ihm mehr Geschicklichkeit und Feinheit der Empfindung eigen ist, als selbst die Affen besitzen, und welches zugleich mit dem Sitze seines Geruches verbunden ist, so daß er mittels dieser zwey vereinigten Sinne jeden Gegenstand, der ihm vorkömmt, prüfen, und nach seinem Urtheile er-



greifen, oder von sich stoßen kann. Bei der außerordentlichen Höhe seiner Beine, und der Kürze des Halses würde er ohne Beyhilfe des Rüssels sowohl Nahrung als Getränk nicht zu sich zu nehmen im Stande seyn.

Dieser Rüssel enthält zwey Kanäle, hat sehr viele Muskeln, vermittels welchen ihn das Thier nach allen Richtungen bewegen kann, und ist von außen mit einer zärtern, nervenreichern Haut bedeckt, als der übrige Körper. An seinem äußersten Ende befindet sich ein Anhang in Gestalt eines Fingers, wovon der Elephant nur Gebrauch macht, um kleine Dinge zu fassen. Er besitzt in diesem Rüssel eine solche Stärke, daß er damit Bäume entwurzeln, Häuser erschüttern, sehr beträchtliche Massen fortschleudern, und einen Menschen leicht in seinen Windungen ersticken kann. Derselbe ist auch das Organ seiner Stimme, womit er einen starken trompetenartigen Ton ausstößt, indem er ihn aufwärts krümmt.

Außer diesen vorzüglichen Kennzeichen hat der Elephant noch vieles Merkwürdige der Gestalt an sich. Seine Beine sind hoch und sehr dick. Der eigentliche Fuß stützt sich mit seiner vollen Breite auf den Boden, und ist nach Verhältniß so kurz, daß das ganze Bein völlig abgestutzt aussieht, wie eine Säule. Seine Ohren sind sehr groß, breit und herabhängend. Die Haut ist fest, uneben, runzlicht, und sehr unempfindlich; in der Jugend mit Borsten versehen.

Uebrigens ist der ganze Körper dieses Thieres plumb; vorzüglich dick der Bauch. Der Kopf ist groß, und hat sehr weite Stirnhöhlen, das Auge klein, aber geistvoll; der Mund sehr klein, und unter dem Rüssel, und den langen Eckzähnen versteckt.

Die gewöhnliche Farbe der Haut ist ein mehr oder minder dunkles Schwarz, je nachdem dieselbe nämlich von dem Staube rein ist, welcher fast immer die wahre Farbe verbirgt.

Wir kennen zwey Arten von diesen Thieren, die sich bestimmt nicht bloß durch ihre äußerliche Gestalt, sondern auch durch ihr Temperament unterscheiden, nämlich: 1) den asiatischen, 2) den afrikanischen Elephanten.



Der *asiatische* Elephant ist das gewaltigste von allen Landthieren. Er wird 15 - 16 Fufs hoch, und wiegt im zwanzigsten Jahre gegen 7000 Pfund. Von dem afrikanischen unterscheidet er sich durch seinen mehr verlängerten Kopf mit konkaver Stirne, die weniger langen, und breiten Ohren, und die kürzern Stofszähne.

Der *africanische* Elephant hat einen rundlichen Kopf mit konvexer Stirne, sehr breite, und so lang herabhängende Ohren, dafs sie die ganze Schulter bedecken. Seine Stofszähne wachsen schnell, erreichen eine viel beträchtlichere Gröfse, als beym asiatischen, und sind auch bey beyden Geschlechtern ziemlich gleich; sein Elfenbein ist härter, und wird weniger gelb. Er hält sich im mittlern und südlichen Afrika auf, und ist viel unbändiger, als der asiatische Elephant, daher er nicht als Hausthier gehalten wird.

Dieses Thier besitzt, ohngeachtet der schweren Masse seines Körpers, Huchtigkeit in seinen Bewegungen. Er läuft einen ziemlich schnellen Trab, und holt leicht einen Menschen ein; allein er kann sich nicht schnell genug wenden, und man entwischt ihm am ehesten durch eine Seitenflucht. Die Jäger nähern sich ihm auch, um ihn zu tödten, von hinten, und von den Seiten. — Er läfst die Ohren im Laufe sinken, und gebraucht sie bisweilen um sich zu lenken, indem er sie auf derjenigen Seite ausbreitet, wohin er sich wenden will, und mit grossem Widerstande gegen die Luft hält. Um steile Abhänge hinabzukommen, hat er grofse Mühe, und er ist in diesem Falle sehr bedacht, seine Hinterfüfse zu beugen, damit er durch die Schwere seines Kopfs und seiner Zähne nicht das Uebergewicht bekömmt.

Er setzt mit leichter Mühe durch Schwimmen über die Flüsse, und hat nicht nöthig, wie die Alten behaupteten, durch ihr Bett mit über die Oberfläche des Wassers emporgehobenem Rüssel zu gehen. Er zieht bewässerte, und schattichte Gegenden, und die Ufer der Flüsse jedem andern Aufenthalt vor, und kann das Uebermaafs der Wärme so wenig ertragen, als der Kälte. Die Feuchtigkeit ist ihm ein beständiges Bedürfnis, um seine harte, runzlichte Haut, welche sehr geneigt ist, Risse und Spalten zu bekommen, naß zu erhalten. Er nimmt nicht nur unaufhörlich Wasser in seinen Rüssel, womit er den Rücken bespritzt, sondern findet auch sein größtes Vergnügen darin, in selbem unterzutauchen, und damit auf



tausendfältige Weise zu spielen; den Mangel desselben aber sucht er dadurch zu ersetzen, daß er sich mit kühlendem Staube, mit Stücken von Gräsern, und Strohhalmen bestreut.

Seine gewöhnliche Nahrung besteht in Kräutern, Wurzeln, und jungen Zweigen; er liebt überdißs süße Früchte und Pflanzen, so wie das Zuckerrohr und den Mais.

Die natürliche Neigung treibt den Elephanten zur Geselligkeit. Er hält sich in großen Truppen in dem Innern der Waldungen auf, woraus er nur selten hervorgeht, und nur um einige benachbarte, angränzende Felder zu verwüsten. Diese Trupp's oder Rudel enthalten an vierzig bis hundert Individuen von jedem Alter, und jedem Geschlecht; sie ziehen unter der Anführung eines sehr großen, und bejahrten weiblichen, und eines sehr großen männlichen Thieres, und wenn sie aus dem Walde hervorkommen, und den Anschein einer Gefahr bemerken, beobachten sie eine bestimmte Marschordnung, so daß die Jungen und die Weibchen in die Mitte getrieben sind, und die Alten einen Zirkel um sie bilden. Die Jungen begeben sich überdißs unter den Schutz ihrer Mütter, welche sie mit dem Rüssel umarmen.

Man sieht auch bisweilen einsame Männchen, welche sehr wild und gefährlich sind, öfters aus den Gehölzen hervorgehen, den Menschen, ohne gereizt zu werden, anfallen, die Felder verwüsten, die Hütten der Landleute umwerfen, und das Vieh tödten. Die Elephanten, welche in Heerden leben, sind nicht gefährlich, außer wenn man sie reizt, und ein Mensch kann bey ihnen vorbeý gehen, ohne daß sie ihn einer Aufmerksamkeit würdigen.

Ueber dasjenige, was die Fortpflanzung dieser Thiere betrifft, war man lange Zeit in Ungewissheit, indem sich die zahmen Elephanten in der Regel nicht zu begatten pflegen, die wilden aber dißs in der Tiefe der Wälder, und weit von dem Anblicke des Menschen thun, und man hat Irrthümer über die Art und Weise dieser Verrichtung, über die Dauer ihres Trächtiggehens, über die Art, wie das Junge saugt, u. d. gl. mehr ausgestreut. Es ist aber nun durch Beobachtung ausgemacht, daß sie sich auf keine andre, als die den vierfüßigen Thieren gewöhnliche Art begatten. Die Weibchen werfen zu allen Jahrs-



zeiten, nachdem sie mehr als zwanzig Monate getragen haben. Das neugeborhne Junge, welches drey Fuß Höhe hat, saugt zwey Jahre lang an seiner Mutter, und zwar mit dem Munde, nicht mit dem Rüssel, wie man lange Zeit geglaubt hat.

Man weiß nicht bestimmt, wie hoch der Elephant sein Leben bringen könne. Im zahmen Zustande hat man ihn jedoch ein Alter von hundert und zwanzig, oder hundert und dreyßig Jahren erreichen sehen, und nach der Dauer seines Wachstums zu ertheilen, is es wahrscheinlich, dafs im wilden Zustande sein Leben an zwey Jahrhunderte währen könne.

Er ist eines der nützlichsten Thiere, die der Mensch gezähmt hat. Seine Stärke ist so bewunderungswürdig groß, dafs er an zweytausend Pfund trägt, und eine Last zieht, die sechs Pferde kaum von der Stelle würden bewegen können. Er macht ohne Ermüdung fünfzehn bis zwanzig Meilen des Tags, und im Nothfalle wohl dreyßig. Mit diesen Eigenschaften verbindet er alle Vorzüge eines feinen Verstandes, womit er seinen Weg selbst zu finden, und sich ohne Schwierigkeit der Hilfsmittel zu bedienen weiß, die ihm sein gutes Gefühl, und die glückliche Bildung seines Rüssels darbiethen. Es ist bekannt genug, dafs man ihn in ältern Zeiten auch im Kriege gebrauchte, mit Soldaten belud, und ihm in den Schlachten einen wichtigen Punkt anwies.

Dasjenige indess, was er an Nahrung fodert, ist der Wichtigkeit seines Gebrauches angemessen. Ein einziger Elephant verzehrt nämlich des Tags hundert Pfund Reis, und hat hiezu noch frisches Gras, Früchte, ja selbst Butter und Zucker nöthig. Zu seinem Getränke gebraucht er zwey Eymmer. Er liebt alle Arten von geistigen Getränken, und diese dienen zu einem Lockmittel, um ihn zu den größten Anstrengungen zu bewegen.

Das Geschrey des Elephanten ist eigentlich dreyfach. Eines bringt er mit dem Rüssel hervor. Dieses ist sehr scharf, und er scheint es nur hören zu lassen, wenn er mit seines Gleichen spielt. Das andre ist ein schwaches mit dem Munde, welches er um Nahrung zu begehren, oder eines andern Bedürfnisses willen vernehmen läßt. Das dritte stoft er mit der Kehle aus, wenn er etwas erschreckt wird, und dieses ist wahrhaft fürchterlich.



Die Jagd auf den Elephanten geschieht auf eine sichere Art mit Jagdpferden, indem man ihm von den Anhöhen herab beyzukommen sucht. Die Einwohner der Gegenden, wo es Elephanten giebt, tödten diese mit vergifteten Pfeilen, und Wurfspießsen, oder fangen sie lebendig in tiefen, bedeckten Gruben. Sie finden sein Fleisch genießbar, und machen auch Gebrauch von seiner Haut.

Vorzüglich nützlich vom Elephanten sind aber seine langen Seitenzähne, welche inwendig zum Theil eine Höhlung, demohngeachtet aber ein Gewicht von 5 bis zu 130 Pfund haben, und zu allerley Drechsler- Bildhauer- und andern Arbeiten schon von den ältesten Zeiten her gedient haben. Zähne und einzelne Knochen von dem Elephanten, ja ganze Gerippe dieses Thieres hat man in mehreren Gegenden Europa's, und Ueberbleibsel selbst in Amerika ausgegraben, wo unsers Wissens nie Elephanten einheimisch gewesen sind.

## LXVIII. Das Nashorn.

Rhinoceros. (Le Rhinoceros.)

Eines der gewaltigsten Thiere nach dem Elephanten, welches seiner Sitten und Eigenheiten wegen fast eben so viel Aufmerksamkeit verdient, ist das Nashorn. Allein man hat über dieses Thier, weil es nie gezähmt werden konnte, natürlich wild, und einsam ist, auch sich ohne Gefahr nicht nahe kommen läßt, lange Zeit nur wenige zuverlässige Kenntniß sammeln können, selbst was die wichtigsten Stücke seiner Körperbildung betrifft.

Die Geschlechts-Charaktere dieser Gattung sind gar nicht zweydeutig. Das Horn, welches dieses Thier auf der Nase trägt, würde es allein schon hinlänglich von allen andern Thieren unterscheiden. Dieses ist weder hohl, wie bey dem Rindvieh und den Schafen, noch von der knochenartigen Beschaffenheit, wie bey den Hirschen; jedoch hart, wie bey den letztern, und



aus Fasern zusammengesetzt, welche mit den Haaren eine gewisse Gleichförmigkeit haben, wie bey den erstern. Ueberdies sind sowohl Vorder- als Hinterfüsse des Nashorns in drey Zehen getheilt, was sich ebenfalls bey keinem andern Thiere findet. Es ist viel niedriger auf den Beinen, als der Elephant, und hat weder die langen Eckzähne desselben, noch seinen Rüssel; dafür aber verlängert sich seine Oberlippe in ihrer Mitte ein wenig in eine Spitze, und hat so viel Beweglichkeit und Stärke, daß das Thier sie gebrauchen kann, um Bäume, oder die Zweige, von denen es sich ernährt, damit loszureißen.

Dieses Thier war zu allen Zeiten selten. Man kennt aber bestimmt zwey Arten 1) das *asiatische* Nashorn, 2) das *africanische* Nashorn.

Das *asiatische* Nashorn hat nur ein kurzes, starkes Horn auf der Spitze der Nase, und eine stark gefaltete Haut.

Es hält sich in Ostindien auf, und wird gegen 12 Fuß lang, und 6 - 7 Fuß hoch.

Das *africanische* Nashorn hat zwey bewegliche Hörner, von denen das vordere das längste ist, und eine nicht gefaltete, sondern mit rundlichen Erhabenheiten besetzte Haut.

Es ist so groß, wie das vorige, und hält sich im Innern von Afrika, am Cap, in Kaffernland u. s. w. auf.

Die Haut des Nashorns ist noch härter und trockener, als beym Elephanten. Die Hauptfarbe derselben ist ein dunkles Graubraun.

Ueber die Art der Fortpflanzung von diesem Thiere hat man keine zuverlässige Nachricht. Eben so wenig kennt man die Dauer des Trächtiggehens von dem Weibchen. Dieses wirft indess auf einmal nur ein Junges von der Größe eines ansehnlichen Hundes, bey welchem man nur den ersten Keim des Horns bemerkt. Selbst im zweyten Jahre, wenn das Thier schon so groß wie ein junges Rind geworden ist, hat dieses Horn erst einen Zoll Höhe. In einem Alter von zehn bis elf Jahren scheint es seinen Wachthum erreicht zu haben, und seine Lebensdauer erstreckt sich also wahrscheinlich lange nicht so weit



wie bey dem Elephanten, ja nicht einmal so weit, als bey dem Menschen. Doch scheint das Horn sein ganzes Leben hindurch zu wachsen.

Es hat in seinen Sitten wohl wenig von dem gelehrtigen Naturel des Elephanten an sich. Eine unempfindliche, unlenksame Wildheit zeichnet es eben so aus, wie unser Schwein. Reizt man seinen Zorn, so wird es überdies durch seine Grösse und Stärke, und den dicken Panzer seiner Haut, der selbst unsern Waffen Trotz biethet, wahrhaft fürchterlich. Im Stande seiner Freyheit lebt es in der Einsamkeit, und in den dicksten Wäldern verborgen. Wenn es nur ein wenig die Nähe eines Menschen wittert, stürzt es mit einer Art von Wuth auf ihn los, wirft ihn nieder, zertritt ihn mit den Füßen, oder durchstosst ihn mit seinem Horn. Seine niedrigen Beine hindern es dabey nicht, so schnell zu seyn, daß man ihm mit einem schnellen Pferde nicht zu entweichen vermag. Es verwüstet auch bisweilen die Felder, besonders Zuckerfelder. — Die Weibchen soll seine Jungen mit der größten Wuth vertheidigen.

Dem Schweine gleicht es auch darin, daß es ein großes Bedürfnis fühlt, seine Haut abzukühlen, indem es sich im Wasser untertaucht, oder im Koth wälzt. Seine Augen sind, wie bey diesem, klein und versteckt; daher ist das Gesicht schwach. In seinem Geruche besitzt es aber eine solche Feinheit, daß man es nicht überfallen kann, ausgenommen man nähert sich ihm mit größter Vorsicht unter dem Winde. Sein Ohr ist eben so fein, und es bedient sich desselben mit vieler Aufmerksamkeit, um das geringste Geräusch zu vernehmen.

Seine gewöhnliche Stimme gleicht dem Grollen des Schweines, und ist nicht stark. Im Zorne aber erhebt es ein durchdringendes Geschrey, welches man weit hören kann. Sein Schlaf ist sehr tief.

Seine Nahrung im Stande der Natur sind alle Arten von Zweigen, und harten Kräutern. Ein großes, erwachsenes in der Menagerie zu Paris fraß des Tags 150 Pfund Heu.

Die Haut des Nashorns ist von keinem sonderlichen Nutzen. Sein Horn hat einigen Werth in Orient, wo Gefäße daraus gemacht werden, denen die Indier und Araber die Eigenschaft zuschreiben, Gift zu entdecken.



Viele Knochen, ja ganze Nashorn-Gerippe von einer Art mit zwey Hörnern, welche untergegangen zu scheint, hat man im Bezirke des rufsischen Reichs gefunden.

## LXIX. Das Flusspferd.

Hippopotamus. (L'Hippopotame.)

Zu den Thieren des heißen Erdstriches der alten Welt, welche sich durch ihre furchtbare Gröfse und Stärke vor allen übrigen Landthieren so sehr auszeichnen, und indem sie einen eben so unterscheidenden Charakter in ihren Sitten und ihrer übrigen Körperbildung an sich tragen, eine eigne merkwürdige Familie unter den Säugthieren bilden, gehört auch das Flusspferd.

Dieses Thier übertrifft das Nashorn noch an Gröfse, und kömmt in Rücksicht dieser dem Elephanten wohl am nächsten. Er erreicht eine Länge von 16 Fufs, und wird 6-7 Fufs hoch.

In seiner Bildung hat es weder von einem Pferde, noch von einer Kuh das Geringste an sich, und führt eigentlich den Namen *Flusspferd* oder *Seekuh*. Es gehört aber zu den wiederkauenden Thieren, und hat den ersten Namen wahrscheinlich durch den Nebenumstand erhalten, dass seine übrigens grunzende Stimme mit einem pferdeähnlichen Wieher endiget. Am meisten Aehnlichkeit unter den vierfüfsigen Landthieren hat es ohnstreitig, wie das Nashorn, mit dem Schweine, mit welchem es den starken Kopf, die kleinen Augen, den kurzen Hals, den grofsen plumben Leib, den kurzen Schwanz, die kurzen Füfse, nebst mehreren Eigenheiten gemein hat.

Vom Nashorn unterscheidet es sich durch seine dicke, mit Borsten besetzte Schnauze mit sehr weiten Nasenlöchern, die kurzern Ohren, verhält-



nismäßig kürzern Füße, seine vier Zehen, und die großen Backenzähne, wovon die längsten über 6 Pfund wiegen, und 27 Zoll lang sind. Diese Zähne stecken in einem ungeheuern Rachen, und werden von dem Maul des Flusspferdes trotz ihrer ansehnlichen Gröfse ganz bedeckt, wenn es geschlossen ist.

Die Lage und Gestalt dieser Zähne zeigt der Kopf auf der Platte LXIX. b aus Le Vaillant's Reisen.

Die Haut dieses Thieres, welche fast noch dicker, als bey dem Nashorn, jedoch ganz ohne die Falten, und Erhabenheiten desselben ist, erscheint beynahe gänzlich nackt, und ist nur an einigen Stellen mit kurzen Borsten besetzt. Sie hat eine schwärzliche Farbe.

Es nährt sich blos von Gras und Kräutern.

Sein Vaterland ist Afrika. An den vorzüglichsten Flüssen dieses Welttheils am Senegal, Nil u. s. w., in Kaffernland, Guinea, Congo, lebt es als Land- und Wasserthier zugleich. Es verbirgt sich des Tags in den Strudeln von Flüssen; des Nachts geht es herum, manchmal über eine Meile weit, theils von einem Flusse zum andern, theils um sich hinreichende Nahrung zu suchen. An Stellen, wo es sicher ist, soll es auch bey Tage ans Land gehen, um zu weiden, oder in der Sonne zu liegen. Aus den Flüssen geht es auch wohl in das Meer; doch findet es in den erstern allein sein Getränk, und hat dort seinen vorzüglichsten Aufenthalt.

Diese Thiere sind hie und da selten, an manchen Stellen der Flüsse hingegen ziemlich häufig. Wenn sie an solchen Versammlungsplätzen beobachtet werden, so hüten sie sich wohl, aus dem Wasser hervorzugehen, und wagen es höchstens, unter verdeektem Gesträuche, und von ihren Laurern entfernter, ein Nasenloch zum Athmen emporzuheben, statt daß sie sonst sich mit dem Kopfe, und dem ganzen Vordertheil des Leibes erheben, um zu athmen, oder, wie man es in der Landessprache nennt, zu blasen.

Das Thier verräth bey dieser Gelegenheit einen feinen Geruch, und ein gutes Gehör. Es hat auch die Gewohnheit, ehe es ans Land geht, mit der Nase umherzuspüren. Von einem Schusse geschreckt, oder einer Kugel getrof-



fen, stürzt es sich schnell in die Tiefe des Wassers, und färbt dieses dann mit seinem Blute.

Man ist aber hiebey vor einem jähligen Anfalle eines solchen Thieres doch nicht sicher, welches dann Behendigkeit, und Entschlossenheit genug zeigt, so schwerfällig, und unbehilflich es zu Lande gewöhnlich ist. Bey einem solchen Ueberfalle soll es denjenigen, den es überrascht, mit den Zähnen durchbeissen, oder zertreten, und ein Mensch Mühe haben, zu entkommen.

Es paart sich auf dem Lande nach Art der übrigen grossen Landthiere; das Weibchen hat wahrscheinlich nur ein Junges.

Das Flusspferd war schon den Alten, jedoch nicht hinlänglich bekannt. Man hat auch fossile Knochen dieses Thieres gefunden.

Das Fleisch von dem erwachsenen Flusspferde ist sehr gut, und dieses, so wie das Fett des Thieres, wird daher von den Kolonisten des Vorgebirges sehr geschätzt. Wohl zugerichtete Flusspferdfüsse werden von ihnen für ein Leckergericht angesehen.



## LXX. D e r T a p i r.

### Tapir. (Le Tapir.)

Der Tapir ist das größte Landthier des mittäglichen Amerika, und hat in seiner Bildung und Lebensart Vieles mit den vorhergehenden gemein. Er kömmt in der Gestalt dem Schweine ziemlich nahe; jedoch ist sein Hals länger, und die Nase in einen Rüssel verlängert, der zwar nicht so groß ist, als bey dem Elephanten, den aber das Thier verlängern und verkürzen, nach mehreren Seiten krümmen, und ebenfalls dazu gebrauchen kann, Gegenstände zu ergreifen, und seine Nahrung zum Munde zu führen. Er hat an den Vorderfüßen vier, an den Hinterfüßen drey Zehen, welche mit Klauen bedeckt sind. Seine Füße sind kurz und stark; der Schwanz ist sehr kurz, der starke Leib an dem hintern Theil des Rückens etwas gebogen.

Von Farbe ist der Tapir dunkelbraun. Sein Haar ist sehr kurz, dicht und glatt, an den Seiten sehr sparsam. Ueber einen Theil der Stirne und des Halses hat er eine kurze Mähne von schwärzlichen borstenartigen Haaren. Die beynahe runden Ohren sind weißlich eingefasst. Die Haut ist sehr dick.

Er hat nach den Berichten der Reisenden die Größe einer kleinen Kuh, und ist 6 — 7 Fuß lang.

Er findet sich blos im mittäglichen Amerika, ist sehr gemein in den Gegenden, wo die Europäer ihre Niederlassungen haben, und lebt vorzüglich in den sumpfigen Wäldern Paraguay's u. s. w., wo er sich von Sumpfkrautern und Wurzeln nährt. Auch frisst er Zuckerrohr, und nach Azara Salpetererde. Seine Nahrung sucht er vorzüglich des Nachts, obwohl er auch bey Tage, besonders im Regen, herumstreift.

Er geht gemeiniglich in Gesellschaft, und scheint kein gefährliches Thier, denn er ist von einem furchtsamen und friedfertigen Naturel, und läßt sich



leicht zähmen. Wenn er angegriffen wird, so nimmt er seine Zuflucht in das Wasser, von dem er sich nie weit entfernt hält. Er kann sehr gut schwimmen, lange untertauchen, und hat ein feines Gehör, und einen guten Geruch. Gefährlich wird er nur, wenn er verwundet ist. Man hat bemerkt, daß er sich bemüht, das Boot, woraus er angegriffen worden ist, umzuwerfen, und es ist auch nicht rathsam, ihm in den Wäldern auf den gebahnten Fußsteigen, die er sich durch häufiges Hin- und Hergehen selbst macht, zu begegnen, weil er gerne Alles anfällt, was ihm auf seinem Wege liegt.

Die Mutter scheint für ihre Jungen sehr besorgt zu seyn. Sie lehrt selbe schwimmen, und im Wasser untertauchen, und wird auch auf dem Lande beständig davon begleitet. Sie wirft auf einmal nur ein Junges, mit welchem sie zehn bis eilf Monate trüchtig geht. Ihre Brunstzeit fällt in den November und Dezember, in welcher Zeit jedes Männchen einem Weibchen folgt.

Die Stimme des Tapir ist ein helles und lebhaftes Pfeiffen, welches einem groben Flötenton nicht unähnlich seyn soll, und welches die Jäger nachahmen, um ihn herbey zu locken. Man macht mit Hunden Jagd auf ihn, gegen die er sich, wenn sie ihm zu nahe kommen, mit den Zähnen, in welchen er eine große Stärke hat, oder den Füßen vertheidigt.

Sein Fleisch ist nicht ganz ungenießbar, und vorzüglich das von den Jungen schmackhaft. In seinem Magen findet sich ein dem Bezoar ähnliches Concret, welches die Einwohner als Arzneymittel gebrauchen.











## LXXI - LXXII. D e r L ö w e.

*Felis Leo. (Le Lion.)*

Der Ruhm, welchen sich der Löwe schon in den ältesten Zeiten erwarb, ist eben so wenig auffallend, als das Erdichtete und Halbwahre in vielen Erzählungen von diesem Thiere, womit man sich lange Zeit hindurch auf eine ähnliche Art, wie vom Elephanten und andern merkwürdigen Thieren, unterhalten hat.

Die Superiorität, welche der Löwe und der Elephant hauptsächlich durch ihre außerordentliche Stärke unter den übrigen Thieren behaupten, und sie beyde furchtbar machen, gründete auch zuerst ihren Ruf, indem man mit dieser körperlichen Ueberlegenheit vielleicht allerley Eigenschaften und Vorzüge zu verbinden geneigt war, die wirklich nicht, oder nur zum Theil existirten.

Man hat den Löwen den König der Thiere genannt, und ihn damit nur als das furchtbarste Raubthier bezeichnet, dessen Stärke selten Widerstand findet. So viel scheint gewiss, daß die Natur bey der Bildung der Geschlechter ein gewisses, großes Vorbild nahm, nach welchem alle verwandten Arten in allmählichen Abstufungen ihr Daseyn erhielten.

In dieser Hinsicht findet man den Uebergang leichter begreiflich, welchen man von unsrer gemeinen Katze zu dem Löwen (als Katzenart), so wie etwa von dem niedrigsten unserer europäischen Hausthiere, dem Schweine, zu dem verständigen Elephanten zu machen genöthigt ist.

Der Löwe unterscheidet sich von den übrigen ihm verwandten Raubthieren außer seiner Gröfse (er hat eine Länge von 8 — 9 Fufs) durch bestimmte bleibende Kennzeichen.

Beym ersten Anblick verräth er schon die Ueberlegenheit, welche ihm seine natürlichen Waffen und gewaltigen Muskeln verschaffen. In seiner Phy-



siognomie zeigt sich eine Mischung von Adel und Selbstvertrauen, Ernst und Kühnheit. Der Kopf des Männchens ist mit langen und dicken Haaren geschmückt, welche das Gesicht rings umgeben, und sich in wellenförmigen Flocken über den Hals ausbreiten. Seine beständige Farbe ist eine Mischung von gelb und roth ohne alle Flecken, die ihn leicht unter den übrigen Raubthieren kennbar macht. Ein Büschel von verlängerten Haaren besetzt das Ende seines langen, dünen und unruhigen Schweifes, womit er seinen Feind niederwirft, und die Glieder zerbricht, indem er ihn mit Schnelligkeit um sich schlägt. Ferner hat er am untern Theil der Ohren und an der untern Kinnlade längere Haare, als die gewöhnlichen des Leibes. Sein Kopf ist groß, und der Hals dick; die Schnauze und vorzüglich das Kinn abgerundet. Stirn, Nase und der untere Theil des Gesichts haben unter sich eine gewisse Gleichheit in Rücksicht des Maasses, wie die ähnlichen Theile beym Menschen. Dazu kömmt sein langsamer, majestätischer Gang, und seine fürchterliche Stimme, welche in einem tiefen Brüllen besteht, das alle Thiere zittern macht.

Ehedem war dieser gefährliche Feind weit allgemeiner und verbreiteter, als er jetzt noch ist. Es gab Löwen in Thessalien, Mazedonien, Thrazien und andern europäischen Landschaften. Heut zu Tag ist er, wenn man einige Gegenden zwischen Indien und Persien, und einige Landschaften Arabiens ausnimmt, selbst in Asien, wo er im Alterthum sehr gemein seyn mußte, ziemlich selten geworden. Sein Aufenthalt sind jetzt nur mehr die heißen Länder nahe am Wendezirkel, und er ist gezwungen worden, sich zum Theil an die Grenzen der brennenden Sandwüsten zu flüchten, wo er, häufig von Durst und Hunger geplagt, auf die kleinern Affentruppen, die Antilopen, und andere pflanzenfressende Thiere Jagd macht.

Seine Annäherung verkündet er allezeit durch ein lautes Gebrüll, das er mit zur Erde gehaltenem Kopfe von sich giebt, und welches gleich deutlich durch die ganze Gegend, wo er ist, vernommen wird, so daß die aufgeschreckten Thiere, von einem panischen Entsetzen verwirrt, den Ort seiner Lauer nicht genau entdecken können, und ihm oft geradezu in den Rachen stürzen. Dieses Gebrüll besteht aus langen, rauhen und tiefen Tönen, vermischt mit einem scharfen, zitternden Tone. Es wechselt in seiner Dauer und Stärke nach dem Alter, der Gröfse und Stärke des Löwen, und nach seinen verschiedenen Leidenschaften und Bedürfnissen.



Die Art und Weise, wie sich der Löwe seines Raubes bemächtigt, ist fast immer die, daß er vermittels eines Sprunge von der Stelle, wo er auf-lauert, sich auf dieselbe losstürzt. Es scheint, daß er hiebey immer seine Ent-fernung und Kraft wohl abmifst; denn wenn er fehl springt, so soll er die Beute nicht weiter verfolgen, sondern ganz beschämt umkehren, und langsam die rechte Entfernung ausmessen. Er lauert vorzüglich gerne bey Flüssen und Quel-len, und bemächtigt sich der Thiere, welche dahin kommen, um ihren Durst zu löschen. Im natürlichen Zustande seiner Wildheit geht er mehrentheils des Nachts aus seiner Höhle hervor, theils um die brennenden Sonnenstrahlen zu vermeiden, welche auf seine wie bey der Katze empfindlichen Augen wirken, vorzüglich aber um seine Annäherung zu verbergen, und seinen Raub im Dun-keln der Nacht desto leichter zu erhaschen.

Nach dem bewunderungswürdigen Instinkte zu urtheilen, welchen man an den zahmen Hausthieren bemerkt, vermög dessen sie die Annäherung eines Löwen allzeit schon von weitem entdecken, und durch unruhige Bewegungen, ein ängstliches Stöhnen, oder, wie bey den Hunden, ein gänzlichcs Verstum-men und alle Kennzeichen des Schreckens und Entsetzens verrathen, sollte man glauben, daß die Antilopen und andere Thiere eben so vor der Gefahr ge-warnt, dem Löwen leicht entwischen könnten, und daß es ihm oft schwer seyn müßte, seinen Hunger zu befriedigen.

So wie er jedoch von diesem getrieben wird, oder sich vertheidigen muß, scheut er keine Gefahr, und kennt seine furchtbare Stärke. Sein An-griff ist dann sicher, selbst gegen solche Feinde, die ihn mit Vorthcil bekäm-pfen, wie den Tieger, den Elephanten, das Nashorn, Flußpferd, und den afri-kanischen Büffel. Doch geschieht es freilich manchmal, daß er in einem sol-chen gefährlichen Kampfe, besonders wenn ihm seine List nicht gelingt, womit er solche Thiere angreift, unterliegt, und es ist nicht selten, daß ihn auch sein Muth und seine Entschlossenheit gänzlich verläßt, wenn er eben nicht auf's Aeusserste gebracht wird.

Insoferne soll er sich daher oft wahrhaft feig bezeugen, und man sagt daß er beym Anblicke der Jäger, die ihn verfolgen, mit aller möglichen Schnel-ligkeit die Flucht ergreift. Wird er indess in der Nähe überfallen, so eilt er zwar davon, aber mit zunehmender Langsamkeit, bleibt zuletzt still stehen,



kehrt sich um, schüttelt sich, brüllt kurz und durchdringend, und giebt damit seinen Verfolgern ein Zeichen, auf ihre schleunigste Sicherheit zu denken. Ein unvermutheter Widerstand von einem schwächern Gegner, wie selbst dem Menschen, soll ihn ebenfalls oft muthlos machen, und ganz außer Fassung bringen.

Wenn er gejagt wird, so geschieht dießs allenfalls von einer Anzahl Jäger, die mit guten Jagdpferden versehen sind; man wagt es aber nur, ihn auf freyem Felde anzugreifen, und lockt ihn aus Felsen und Gebüsch durch die Hunde hervor. Sonst wird er gewöhnlich in Gruben gefangen.

Er ist so schnell zu Fuß, daßs man ihm mit einem guten Pferde kaum zu entweichen vermag, und seine Stärke ist so außerordentlich, daßs es ihm nicht schwer hält, ein Rind ohne Aufhalt mit dem Maule fortzuschleppen.

Man hat dieses furchtbare Thier nicht ohne Erfolg auch zahm zu machen gesucht. In der That ist der Löwe für die Wohlthaten, die man ihm erweist, empfänglich, und einer größern und dauerhaftern Zuneignung fähig, als man glauben sollte. Einzelne Löwen im Zustande der Gefangenschaft haben auch Beyspiele einer besondern Freundschaft gegen kleinere Thiere, wie z. B. einen Hund, gegeben, und eine auffallende Theilnahme an den Bedürfnissen, Schmerzen und Freuden ihres kleinern Mitgefangenen an den Tag gelegt. Doch ist schwerlich zu glauben, daßs er je dahin gebracht werden dürfte, seinen natürlich wilden Begierden ganz zu entsagen, und nicht bisweilen von seiner furchtbaren Stärke Gebrauch zu machen versucht werden könnte.

In seinen übrigen Sitten und in seiner Lebensweise hat er das Meiste mit der Katze gemein. Das Weibchen, welches überhaupt kleiner und schwächer als das Männchen ist, und sich von diesem beym ersten Anblick durch die fehlende Mähne unterscheidet, kann im zahmen Stande wohl zweymal des Jahrs trächtig werden. Eine Löwinn in der Menagerie zu Paris, welche zweymal trächtig wurde, warf nach ohngefähr vierthalb Monaten drey Junge. Der gewöhnliche Wurf scheint in drey bis vier Jungen zu bestehen, wovon die männlichen weder eine Mähne, noch die beydes Geschlechts einen Haarbüschel am Ende des Schwanzes haben. Ihr Haar ist übrigens wollig, und war bey den jungen Löwen in der Menagerie zu Paris noch nicht von der Farbe des Va-



ters, sondern grau und roth gemischt auf dem Grunde, und mit vielen kleinen, braunen Streifen gezeichnet. Die Löwin hat eine große Zuueigung für ihre Jungen, und vertheidigt sie mit beyspielloser Wuth. Die meisten sterben, wenn sie die ersten Zähne bekommen.

Ein großer Löwe in der Menagerie zu Paris verzehrte täglich neun bis zehn Pfund Fleisch, und trank einen halben Eymen Wasser.

Es ist zweifelhaft, wie hoch der Löwe sein Alter bringen könne. Die Beyspiele von sechzig Jahren gehören, wenn sie wahr sind, wohl zu den seltenen. — Er urinirt nach hinten, und hat einen sehr stinkenden Auswurf.

Das Fleisch des Löwen soll nach Einigen hart und unangenehm seyn, nach Andern wie Kuhfleisch schmecken. Die Haut dient zu nichts Vorzüglichem. Das Fleisch essen auch einige afrikanische Völker.

## LXXIII. D e r T i g e r.

*Felis Tigris. (Le Tigre.)*

Das stärkste unter den Raubthieren ist der Löwe, das grausamste und furchtbarste ist ohnstreitig der Tiger, in dem sich alle Eigenschaften des Katzensgeschlechts mit einer überlegenen Stärke vereinigt sehr deutlich zeigen.

Man unterscheidet ihn von den übrigen katzenähnlichen Thieren leicht durch die schwarzen oft unterbrochenen Querstreifen, welche über seinen Körper laufen, und dessen Schattirungen von einem gemischten Weiß, oder Gelblich und Fahl (je nachdem die Haare länger sind) erhöhen. Die zweymal längern Haare unterhalb den Ohren und auf den Backen geben ihm in Vereinigung mit diesen Streifen einige Würde und Aehnlichkeit mit dem Löwen, und erinnern gewissermaßen an die Mähne, womit dieser sein majestätisches Ansehen vermehrt.



Sein Körper ist sehr gestreckt mit sehr kurzen Beinen, der Kopf klein, die Schnauze sehr abgestumpft, der Hinterkopf sehr hervorspringend nach unten, der Schwanz lang, und mit Heftigkeit bewegt; die Ohren sind weit von einander abstehend, die bogenförmigen Jochbeine stark hervorstehend: die von Blut gefärbte Zunge läßt er sehr oft aus dem Rachen hängen. Er ist so groß wie der Löwe.

Seine Zähne, welche denen des Löwen gleichen, und sehr harten, um so schärfern Krallen, als er sie nie außer im Kampfe herauszieht und abnützt, sind furchtbarere Waffen, als eine große Geschicklichkeit im Laufe. Seine stark gefurchten Fußknochen, mit breiten Muskelbändern überzogen, verkünden im Verein mit dem Gewicht und der Größe des Tigers schon seine unbändige Stärke. Diese ist noch sichtbarer durch die Leichtigkeit, mit welcher er ein Pferd, und selbst einen Büffel, der ihm zum Raube geworden ist, weit fortschleppt, die Kühnheit, selbst dem Löwen zu trotzen, wozu ihn bisweilen sein Blutdurst anreizt, und die Wuth, womit ein junges Thier dieser Art ganz allein und mit Ketten beladen, es mit drey durch Brustpanzer geschützte Elephanten aufnahm, und selbe mit seinen scharfen Krallen, und seinem starken Gebiß in die Enge trieb.

Im Laufe ist er nicht gar schnell, und wenn man im Orient einen reisenden Strom, und einen die Luft durchschneidenden Pfeil mit dem Namen Tiger bezeichnet hat, so deutet dieß nur auf die räuberische Schnelligkeit, womit er sich auf seine Beute stürzt, und die unerwarteten weiten Sprünge, die er mit Blitzeile macht, und mit desto mehr Erfolg vollführt, als ihn die Hitze der tropischen Zone, und der Bau seines Auges dazu bestimmen, im Dunkeln auf seine Beute Jagd zu machen.

Es scheint, als wenn dieses schreckliche Thier mit einem unvorhergesehenen Ungestüm, einer unvermeidlichen Wuth, seinen treulosen Nachstellungen, und seinen übrigen Waffen und seiner Stärke eine besondere innere Organisation verbände, die diesen unersättlichen Heißhunger erzeugt, welcher ihn antreibt, seine Schlachtopfer um sich so lange zu vermehren, als er kann, und ihm eine anhaltende Wuth beybringt, die ihn in seinem Gemetzel so trunken macht, daß er weder Junge, noch Weibchen mehr schont, und ihn Alles als seine Beute erblicken läßt.



Er bewohnt das Innere von Afrika, Indien und China, und beunruhigt dort die dichten Wälder, welche ihm zum Schlupfwinkel dienen. Vorzüglich streift er längs den Flüssen umher, theils um ihre Ufer mit seinem Raube zu bes Flecken, theils um in dem Wasser oft sein hitziges Naturel abzukühlen.

Das Weibchen hat ohngefähr so viele Jungen, wie die Löwin, und geht auch ohngefähr so lange trüchtig. Die Jungen haben die Farbe ihrer Aeltern, aufer einigen besondern Schattirungen.

Das Weibchen scheint im gewöhnlichen Fall etwas weniger von Wildheit an sich zu haben, als das Männchen. Beyden aber ist die Gefangenschaft ganz unerträglich. Man sah den Löwen und die Löwin in der Menagerie zu Paris biswsilen ihre Gefangenschaft vergessen, sich einander nähern, liebkoosen, und mit einander spielen. Der Tiger und sein Weibchen blieben immer einsam, von einander abgesondert, traurig, und fast unbeweglich auf ihren Füßen, oder in Ruhe mit einer Art von Zwang und düstern Nachsinnen, welches nur dann unterbrochen wurde, wenn sie ihren Fraß bekamen, wo dann ihre ganze Grausamkeit und Wuth erwachte, die sie mit einem schrecklichen Gebrülle verkündigten.

Das Gebrüll des Tigers ist fürchterlich, und gleicht dem des Löwen. Sein Urin ist noch stinkender, als vom Löwen.

Man jagt, schießt oder fängt ihn in Gruben, die mit starken Fallthüren verwahrt sind.

## LXXIV. Der Panther.

*Felis Pardus. (La Panthere.)*

Das stärkste und furchtbarste Raubthier nach dem Löwen und Tiger ist der Panther. Er unterscheidet sich von dem letztern sogleich durch den Mangel der Streifen, deren Stelle Flecken vertretten.



Nach den neuesten Eintheilungen giebt es fünf Arten der größern katzenähnlichen Raubthiere mit geflecktem Körper, nämlich: 1) Den *Panther* (*Felis Pardus*), 2) den *Leopard* (*Felis Leopardus*), 3) die *Unze* (*Felis Uncia*), 4) den *Jaguar* (*Felis Onca*), und 5) den *Gepard* (*Felis Jubata*.)

Alle diese Thiere können miteinander auf gewisse Art verwechselt werden. Die übrigen aber unterscheiden sich leicht entweder durch ihre fleckenlose Farbe, wie die verschiedenen *Kuguare* (*Felis concolor*, *discolor*), oder durch ihre Kleinheit, wie der *Ozelot* (*Felis Pardalis*), und *Serval* (*Felis Serval*); oder auch durch die wenige Bestimmtheit ihrer Flecken, wie die verschiedenen Luchsarten (*Felis Lynx*, *Chaus*, *Rufa*, *Manul*, *Caracal* etc.).

Dasjenige Thier, welches unter diesen fünf Arten am meisten zu Irrthümern Anlaß gegeben hat, ist der sogenannte amerikanische Tiger, *Jaguar* oder *Jaguarete* in Paraguay und Brasilien genannt. Dieser ist das größte und stärkste Raubthier des neuen Continents, und alle diejenigen, welche ihn in diesen Ländern beobachtet haben, beschreiben ihn fast von der GröÙe des königlichen Tigers. Uebrigens giebt es kaum eine zuverlässige Beschreibung, und noch weniger gute Abbildungen von diesem Thiere.

Diejenigen Thiere, welche bey den Reisebeschreibern unter dem Namen Tiger vorkommen, sind oft nichts als Panther, und was sie Panther nennen, sind viel kleinere Arten, wie der *Serval* und andere. Der eigentliche Panther hat nach Buffon eine Länge von fünf bis sechs Fuß, ohne den beträchtlichen Schwanz. Die Grundfarbe seines Körpers ist bräunlichgelb. Dieser Grund ist auf dem Rücken und an den Seiten mit runden, oder unregelmäßigen Ringen bezeichnet, in denen sich öfters sein dunkelbrauner Fleck befindet. Der Kopf, der Nacken, die Schultern und die vier Beine haben einfache Flecken, wovon die auf dem Kopfe die kleinsten sind; die Nase ist ungeflekt. Kehle, Hals, Brust, Bauch und die innere Seite der Beine sind weiß mit irregulären, öfters länglichten Flecken.

Es giebt aber so viele Abweichungen von Fellen, welche mit ganz runden in ihrer Mitte mit einem Punkt versehenen Flecken bezeichnet sind, bis zu denjenigen, deren Flecken oder Kreise mehr oder minder unterbrochen sind, und denen, welche nichts als Rosen oder unregelmäßige Anhäufungen haben, daß es fast un-



möglich ist, sich darnach zu bestimmen; und eben so sehr wechselt die Grundfarbe, welche fast unmerkliche Abänderungen von falb oder goldgelb, bläulichgelb, und weißlich durchläuft.

Ein in der Menagerie zu Paris unter dem Namen *Panther* vorhandenes Thier, wovon auch die Abbildung genommen ist, und welches in den Waldungen des Berges Atlas zu Hause ist, war auf hellfahlem Grunde mit den in der Abbildung bezeichneten Flecken versehen, die mehr mit der Zeichnung des Leopard's übereinkommen, so wie man diesen nämlich bestimmt.

Man findet den Panther heut zu Tage häufig in allen Theilen Afrika's, von der Barbarey bis zum Cap. Seine Stärke, die großen Sprünge, die er machen kann, seine spitzigen Hundszähne und scharfen Krallen machen ihn zu einem sehr gefährlichen Thiere. Seine Art zu jagen besteht darin, daß er sich in ein Gebüsch im Hinterhalte verbirgt, und mit einem Sprunge auf die vorüberkommende Beute stürzt. Er tödtet häufig Affen, Antilopen und Büffel, und macht sich durch seine unvermutheten und verstohlenen Einbrüche oft zu dem furchtbarsten Feind einer ganzen Gegend. Auch der Mensch ist nicht immer sicher vor seinen Angriffen, besonders, wenn er ihm auf einem engen Wege begegnet. Seine Lieblingsbeute ist der Hund. Wenn die Hunde auf ihn gehetzt werden, so wagt es nicht leicht einer, ihn anzugreifen, und alle bezeugen ein panisches Schrecken, wenn er nur Miene macht, aus seinem dicken Hinterhalte, wo er in stillem Grimme mit funkelnden Augen seinen Feind empfängt, loszubrechen, und seine Stärke zu gebrauchen.

Die Griechen kannten den Panther unter dem Namen *Pardalis*, die Römer hießen ihn *Panthera*. Er war im Alterthum ebenfalls viel gemeiner und ausgebreiteter, als jetzt. Kleinasien war voll von diesen Thieren, und nie hat ein Volk wohl so viele Panther gesehen, als das von Rom, wo bekanntlich zu den Zeiten der Kaiser Thiergefechte von Löwen und andern starken Raubthieren fast zu den alltäglichen Schauspielen gehörten.



## LXXV. Der Schakal.

*Canis aureus.* (Le Chacal.)

**D**er Schakal gehört seiner Lebensart und seinem ganzen Baue nach zu dem Geschlecht der Hunde, und bildet ein Mittel zwischen dem Wolfe und Fuchs.

Er gleicht in seiner Gestalt mehr dem erstern, als letztern, den er auch an Gröfse übertrifft. Seine Füfse sind beträchtlich hoch; der Schwanz ist langhaarig, länger als beym Wolfe, und an der Spitze schwarz. Von Farbe ist er gelb mit grauschwarz melirt. Das Haar ist fast gröber und steifer, als Wolfs-  
haar.

Die Schakale sind in Nordamerika und im Orient zu Hause, besonders in Bengalen, Arabien, Persien, in der Barbarey u. s. w., und überaus häufig. Sie halten sich am Tage in Gebirgen, Waldungen und andern Schlupfwinkeln verborgen, und machen in der Nacht Streifereyen in die anliegenden Städte, Dörfer und Höfe, zu welchem Ende sie sich in Heerden zu Hundert und mehr an der Zahl gesellen. Sie laufen sehr langsam mit niederhängendem Kopfe, wenn sie ihre Beute ausspüren, übertreffen aber den Wolf an Schnelligkeit, wenn sie etwas auf der Spur haben. Den Menschen fallen sie an, wenn sie hungrig sind, besuchen die Heerden und Ställe, und schleichen sich wie die Hyäne selbst in die Wohnhäuser, um allerley Efswaaren, auch Leder, Schuhe und Stiefel u. d. gl. wegzuholen. Eben so finden sie sich auf den Kirchhöfen ein, scharren die Leichen aus den Gräbern, und folgen den Caravanen und Armeen nach. Sonst begnügen sie sich auch mit Obst und Wurzelwerk.

Ihre Nähe, und ihren Heifshunger verkünden sie die Nacht hindurch mit einem abscheulichen Geheule, welches oft durch Bellen unterbrochen ist, und welches einer dem andern beantwortet, der ihn hören kann.

Sie begatten sich wie die Hunde oder Wölfe, und jährlich einmal im Frühling. Das Weibchen wirft fünf bis acht Junge, wozu es sich ein Lager macht.



Der Schakal kann übrigens zahmer als der Fuchs gemacht werden, und spielt gerne mit den Hunden.

In Persien fängt man ihn in gewissen Fallen, worin in Rußland Füchse und Wölfe gefangen werden. Sein Balg wird vermuthlich wegen der Steifheit der Haare nicht benützt.

---

## LXXVI. Die Hyäne.

---

Hyäna. (L' Hyène.)

---

Die Hyäne bildet wieder eine Mittelstufe zwischen zwey der ausgebreitetsten und merkwürdigsten Geschlechter unter den Säugthieren, dem Hunde- und Katzensgeschlechte. Ihre kurzen und sehr starken Kiefer mit zwey kleinern Backenzähnen im Oberkiefer, so wie diemit Stacheln besetzte Zunge nähern es dem Tiger. Hinlänglich von andern großen fleischfressenden Thieren unterscheidet es auch die Zahl seiner Zehen, welche an jedem Fuß viere sind. Diese sind mit langen Klauen bewaffnet, welche nicht können zurückgezogen werden. In ihrem innern Bau weicht sie übrigens wenig von dem Tiger ab. Der besondere Sack, welchen sowohl Männchen als Weibchen unter dem After haben, ist das Behältniß einer öhlichen und stinkenden Flüssigkeit, die von mehrern Drüsen abgesondert wird.

Der Anblick, den dieses Thier gewährt, ist allerdings seltsam und schreckhaft. Seine kurze und abgestutzte Schnauze, seine gespaltene Nase, die großen nackten Ohren, welche es oft erhebt, und die beständige Wildheit in seinen Wendungen geben zusammen ein abschreckendes Bild. Was aber am meisten in das Auge fällt, das ist sein Gang. Es hält nämlich den Hintertheil seines Leibes immer viel niedriger, als den Vordertheil, nicht als wenn dieses nach dem Bau seiner Glieder nothwendig wäre, sondern weil es mit ei-



ner gewissen Anstrengung die Gelenke beugt, eine Gewohnheit, die ihm ein hinkendes Ansehen giebt, sobald es anfängt zu gehen.

Die Hauptfarbe der Hyäne ist ein Grauweiß, welches ein wenig ins Gelbliche spielt. Die unregelmäßigen Querstreifen, welche die Seiten des Halses, des Körpers und der Glieder einnehmen, sind schwarzbraun, die Mähne und der Schwanz durchaus grau; der Untertheil des Körpers hingegen weißlich, die Kehle und der Untertheil des Halses schwarzbraun, die Stirne und die Kinnbacken fahlgrau: die fast nackte Schnauze von einem dunkeln Braun, so wie die äußere Oberfläche der Ohren, welche ebenfalls fast nackt, während die innere mit grauen Haaren besetzt ist. Es giebt aber von dieser Farbe einige Abweichungen.

Sie hat ohngefähr das Maafs eines starken Hundes; ihre Länge beträgt ohne den Schwanz über drey Fuß. Ihre Stärke ist ungemein. Diejenigen, welche man in Europa kämpfen liefs, machten sich Meister von den größten Hunden. Kämpfer berichtet, daß sie bisweilen den Löwen in die Flucht jagt; und in der That, wenn man die Gröfse ihrer Zähne und die Stärke ihrer Kinnbackenmuskeln betrachtet, so muß man überzeugt seyn, daß ihr Bifs fürchterlich ist. Sie schleppt, sagt man, den Körper eines Menschen mit den Zähnen fort, ohne ihn die Erde berühren zu lassen.

Mit dieser Stärke verbinden diese Thiere einen unersättlichen Heifshunger. Sie kommen alle Nächte in die Landhöfe und Dörfer, um dort den Unrath, das Aas und die Ueberbleibsel von geschlachtetem Vieh zu sammeln. In Abyssinien, wo man die Leichname der Hingerichteten zerstreut auf den Wegen läfst, steigen ganze Heerden von Hyänen jede Nacht von den Bergen herab, um sich damit zu füttern. Sie fallen oft die Reisenden an, und wagen sich auch in die Häuser, wo sie sich sogar an Unschlitt und Pelzwerk vergreifen. Ueberdieß rotten sie sich zusammen, und folgen ohne Unterlaß den Caravanen, nicht allein um die Leichname von Menschen und Thieren, welche auf dem Wege liegen bleiben, aufzufressen, sondern auch, um Alles anzufallen, was sich davon trennt. Vorzüglich lieben sie das Fleisch der Hunde, welche sie mit einer Art von Wuth bekämpfen. Die Steine und Dornen, womit die Mahomedaner ihre Grabmäher besetzen, hindern die Hyäne nicht, dieselben zu eröffnen, und die Körper herauszunehmen. Dabey verschmäht sie



auch die Nahrung aus dem Pflanzenreiche nicht. In der Barbarey und in Syrien sucht sie mit Gierigkeit die Zwiebel und fleischigen Wurzeln verschiedener Pflanzen, zu welchem Ende sie die Erde aufgräbt. Sie verzehrt auch Brod und Milch.

Im Ganzen genommen läßt die Hyäne gar nichts, was sie einmal mit den Zähnen gefaßt hat, fahren, selbst mit dem Verlurste ihres Lebens. Die Mauern geben ihr daher das Ende eines eigens dazu gemachten Sackes zu fassen, und von dem Augenblicke, wo sie diesen in ihrer Schnauze hält, läßt sie sich fortziehen, und selbst mit Stichen durchbohren, ehe sie ihn wieder frey giebt.

In der Barbarey ist dieses Thier furchtsam bey Tag; man kann es während dessen mit schwächern Thieren einsperren, ohne daß sie selbe berührt. Wenn die Jäger in seine Höhle mit Fakeln dringen, so erschrickt es so sehr, daß es keinen Widerstand leistet, und sich mit Schlingen fangen läßt. In Abyssinien hingegen, wo die Hyänen gröfser, und mehr an Menschenfleisch gewöhnt sind, haben sie auch mehr Muth, machen den ganzen Tag Jagd auf die Thiere, und greifen den Menschen auf alle Art an, wie sie können.

Die allgemeine Meynung ist, daß sich die Hyäne nicht zähmen läßt. Doch hat man schon gefangene Hyänen gesehen, die etwas mehr Gelehrigkeit und Sanftmuth zeigten; auch wenn sie sehr wild ist, kennt sie doch ihren Wächter.

Sie frist im gefangenen Zustande des Tags nicht mehr als etwa fünf bis sechs Pfund Fleisch, und schläft die ganze Nacht. Man hört ihre Stimme nicht, aufer wenn sie gereizt wird; dann erhebt sie ein zorniges Geschrey, demjenigen der übrigen fleischfressenden Thiere gleich. Uebrigens besteht ihre gewöhnliche Stimme aus gewaltsamen Tönen, die sehr widerlich ins Ohr fallen.

Ueber die Erzeugung und Fortpflanzung der Hyäne herrscht eine gänzliche Unwissenheit. Wahrscheinlich ist es, daß das Weibchen nicht viel Junge auf einmal wirft.

Der natürliche Aufenthalt der Hyäne umfaßt beynahe alle Länder, welche man unter den Namen der *Levante* begreift, nämlich Persien, Arabien, ei-



nen Theil Kleinasiens, Syrien, und Aegypten; er erstreckt sich überdiess durch die ganze Barbarey. Eine zweyte Art dieses Geschlechts, oder die *gefleckte Hyäne*, welche sich ebenfalls, obwohl selten in der Barbarey findet, scheint vorzüglich die Gegenden um und an dem Senegal bis zum Vorgebirg der guten Hoffnung einzunehmen.

## LXXVII. Das Zibetthier.

*Viverra. (Civette.)*

Man findet in den warmen Ländern unsers Continents einige vierfüßige Thiere, welche sich von der einen Seite den Mardern nähern, durch ihre mit Stacheln besetzte Zunge aber, und ihre während dem Gange halb gerad gebogenen Krallen (wodurch sie deren Spitze und Schärfe einigermaßen bewahren) in etwas den Katzen gleichen. Der größte Theil dieser Thiere zeichnet sich durch einen angenehmen Geruch aus, welcher von einer moschusartigen Feuchtigkeit herrührt, die in einigen Drüsen unterhalb des Afters derselben abgesondert wird.

Diese Thiere bilden eigentlich das Geschlecht *Viverra*, zu welchem in frühern linäeischen Systemen, die Ichneumon-Arten, oder Mangousten, Stinkthiere, und andere, mit besondern Rücksichten gezählt werden.

Ihr Haar ist verschieden gefärbt, und ihre Gröfse mittelmäfsig. Sie leben von Fleisch, Eyern, Blut und allen Arten von süßen Stoffen. An jedem Fuß haben sie fünf Zehen; ihre Schnauze ist ziemlich spitzig, der Leib gestreckt, mit kurzen Füßen.

Einige von diesen Arten haben unterhalb des Afters einen tiefen Sack, worin durch besondere Drüsen jene riechende Feuchtigkeit in ziemlicher Quantität erzeugt wird; diese sind die eigentlichen *Zibetthiere*. Bey andern findet



man an der Stelle dieses Sackes nur eine leichte Spalte, in welcher blos einige Theilchen dieser Materie enthalten sind; diese geben auch nur einen schwachen Geruch von sich; man heisst sie *Genetthiere*.

Jene riechende Substanz war lange Zeit ein nicht unbedeutender Gegenstand des Handels, in der Medizin berühmt, und so wie nachher der Moschus und Ambra ein Gegenstand des Luxus und der Mode.

Von dem eigentlichen Zibetthier giebt es zweyerley Arten 1) die *Civette*, *Viverra civetta* (La Civette), und 2) das *Zibetthier* (gemeine Zibetthier) *Viverra zibetha* (Le Zibet), wovon die erstere Art den mittlern Theil Afrika's, Guinea, Aethiopien u. s. w., die andere hingegen einige Länder Asiens, nämlich Arabien, Syrien, Java, und die philippinischen Inseln bewohnt.

Die *Civette* hat 3 Fufs etliche Zoll in der Länge, und 10 oder 12 Zoll in der Höhe. Ihre Schnauze ist nicht gar zu spitzig, wie beym Fuchsen, aber doch spitziger, als beym Marder. Ihre Ohren sind kurz und rundlich, die Lippen mit einem langen Knebelbart besetzt; das Haar ist ziemlich lang und etwas grob. Auf dem Halse und dem Rücken bildet es eine Art Mähne, die das Thier erhebt, wenn es gereizt wird. Die Schwanzhaare sind buschig, und die obern können sich erheben, wie auf dem Rücken.

Die Hauptfarbe ist ein ziemlich dunkles Graubraun, unterbrochen von schwarzbraunen Flecken und Streifen. Ein Streif von letzterer Farbe zieht sich vom Nacken bis an die Spitze des Schwanzes. Die Seiten des Körpers sind mit unregelmässigen Flecken bestreut, die etwas grösser um das Kreutz und die Schenkel ausfallen. Die vier Beine sind schwarzbraun, und ganz ungefleckt, so wie die hintere Hälfte des Schwanzes; am Anfang desselben aber sind drey oder vier Ringe von gleicher Farbe. Der Kopf ist weisslich, eine breite Binde von brauner Farbe ausgenommen, welche um die Gegend des Auges anfängt, und über die Backen, und unter das Kinn hinabsteigt.

Ueber die besondere Lebensweise, Fortpflanzung, die Zahl ihrer Jungen u. d. gl. hat man keine bestimmten Angaben. Man weiss nur so viel, dass wenn diese Thiere in ihrer Jugend nicht gezähmt worden sind, sie einen unbiegsamen, wilden Charakter zeigen, und dass das geringste Fremdartige ihren Zorn reizt, welchen sie durch Geschrey und Emporstellung ihrer Mähne verrathen.



Man sagt, daß sie zu ihrem Aufenthalt trockne, und sandige Gegenden lieben, und niemals in feuchten, schattigen Orten gefunden werden. Sie ruhen zusammen gerollt, den Kopf zwischen die Beine.

Das *Zibetthier* unterscheidet sich von der *Civette* durch die längere, dünne Schnauze, kürzern Ohren, den längern schlanken Leib mit kürzern, glattanliegenden Haaren, und längern, ganz geringelten Schwanz, nebst verschiedenen Abweichungen in der Zeichnung des Pelzes.

Die *Genette* ist viel kleiner, als das *Zibetthier*; ihre Länge übertrifft nicht anderthalb Fufs. Der Schwanz ist aber verhältnißmäfsig länger, und mißt über 1 Fufs. Sie ist auch viel niedriger auf den Beinen. Ihre Schnauze ist sehr dün, und der Leib so schwächig, wie beym Hausmarder.

Ihr Haar ist grauweiß, vermischt mit gelblich. Der Kopf ist etwas mehr grau, die Schnauze schwärzlich mit einem weißen Fleck auf jeder Seite der Nase, und unter jedem Auge. Der Schwanz hat sechs Ringe, und eine schwarze Spitze, und ist fast immer nach unten gekrümmt.

Man findet die *Genette* in Spanien, der Barbarey, in der Levante, Turkey u. s. w. und sie breitet sich weit nach Süden aus; denn sie ist auch auf dem Vorgebirg der guten Hoffnung anzutreffen. Sie hält sich, wie man glaubt, blos in feuchten Gegenden und längs den Strömmen auf, und wird niemals auf Gebirgen, und in trocknen Orten gefunden.

Sie läßt sich sehr leicht zähmen; die Türken halten sie in ihren Häusern, um auf die Mäuse Jagd zu machen. Uebrigens weiß man wenig mehr von diesem Thiere. Diejenigen in der Menagerie zu Paris schienen von einem traurigen, und stillen Naturel. Sie schliefen den ganzen Tag, in einen Klumpen auf einander zusammengerollt, und waren fast die ganze Nacht unruhig in ihrem Kerker.

Das Weibchen warf ein Junges, welches von dem Männchen wieder getödtet wurde. Sie begatten sich nach Art des Katzen mit einem durchdringenden Geschrey, indem das Männchen das Weibchen in den Nacken beißt. Letzters dürfte 4 Monate trächtig gewesen seyn. — Sie saufen wenig, und haben ein Geschrey, wie die Katzen.



## LXXVIII. D e r I c h n e u m o n.

[*Viverra Ichneumon.* (L'Ichneumon, Mangouste.)

Es giebt von dem Geschlechte *Ichneumon* dreyerley Arten, welche sich eben so sehr durch ihre Gröfse, und Farbe, als den Ort ihres Aufenthalts unterscheiden. Die eine ist Büffons *Mangouste*, oder der ostindische Ichneumon. Sie führt in Indien den Namen *Mungo* und *Mangutia*. Ihr Schwanz, welcher stets minder lang ist, endigt sich in eine Spitze. Ihr Fell ist mit abwechselnd röthlichen und schwärzlichen Querstreifen geschmückt. Die untere Fläche der untern Kinnlade ist gelblich, der Untertheil der Füfse schwarz. — Die zweyte Art findet sich am Vorgebirg der guten Hoffnung. Diese ist um ein Fünftheil gröfser, als die vorige. Der Schwanz endet sich ebenfalls in eine Spitze; die Farbe ist aber heller, und gleichförmig auf dem Rücken und an den Pfoten. Ein gelblicher Ton durch kleine braune Striche verdunkelt, ist herrschende Farbe.

Die dritte endlich ist diejenige Art, welche sich aufer Aegypten nirgends findet, und unter dem Namen *Ichneumon* im Alterthum berühmt war. Diese ist von allen die gröfste Art (gröfser als eine Katze); der Schwanz so lang als der Leib. Das Haar ist ein wenig geringelt, wie bey der vorigen. Die braunen Ringe sind aber breiter; Pfoten und Schnauze schwarz. Ueberdies bemerkt man noch einen Büschel von langen schwarzen Haaren, welche seinen Schweif endigen, und sich von oben nach unten in einen Fächer ausbreiten.

Uebrigens gleichen sich diese drey Arten in ihrer äufserlichen Gestalt einander so sehr, dafs es leicht ist, sie zu verwechseln. Ihr Kopf ist klein, ein wenig platt gegen die Stirne, und bey nahe völlig kegelförmig. Die obere Lippe ist ein wenig über die untere verlängert. Das Haar ist kurz auf dem Kopfe und an den Pfoten, lang und rauh auf dem übrigen Körper. Die Kürze ihrer Pfoten giebt der Mangouste das Ansehen der Frettchen und Marder. Nach der Länge ihrer Fußwurzel sollte man glauben, dafs sie blos auf den Zehen gienge, und doch zeigt die Nacktheit dieser Theile, dafs sie auch mit



dem ganzen Fusse auftritt. Die Wahrheit ist, daß sie gewöhnlich auf den Zehen geht, und die Ferse nur während der Ruhe, oder wenn sie sich auf den beyden Hinterfüßen erhebt, niedersetzt, um ihre Umgebung auszuspähen.

Von den Mardern, Frettchen und den übrigen zahlreichen Thieren, welche alle in dem linnäischen System unter dem Geschlecht *Viverra* (Stinkthier) begriffen werden, unterscheiden sich die Mangousten durch zwey Hauptkennzeichen. Sie haben eine lange, beynahe eben so rauhe und stachlichte Zunge, wie die Katze, und einen Sack, welcher nicht wie bey dem Zibetthier, und andern, unterhalb dem After, sondern am Rande desselben befindlich ist, und durch die gemeinschaftlichen Bedeckungen desselben gebildet wird.

Der *Ichneumon* ist sehr gemein in Aegypten, aber man hat wenig Gelegenheit, ihn zu beobachten; denn es giebt kaum ein furchtsamers, und mißtrauischeres Thier. Er wagt es nämlich nicht, auf das freye Feld zu gehen, sondern verbirgt sich, oder entwischt vielmehr immer in die kleinen Kanäle und Furchen, die zur Bewässerung der Erde dienen, und nähert sich niemals außer mit vieler Behutsamkeit. Er begnügt sich nicht damit, vor seiner Höhle nichts Verdächtiges wahrzunehmen, sondern verläßt sich nicht auf sein Gesicht allein, ist nicht ruhig, und setzt seinen Weg nicht eher fort, als bis er mit seinem Geruchssinn Alles ausgespürt hat. Dieses ist ohne Zweifel die Ursache seiner unsteten Bewegungen, und seines ungewissen, schleichenden Ganges, den er immer in gezähmtem Stande zeigt, wo es ebenfalls seine erste Sorge bleibt, stets Alles genau zu untersuchen, und mit seinem Geruche zu prüfen. Diese Bemühungen, wahrscheinlich um der Schwäche seines Gesichts zu Hilfe zu kommen, sind durch eine beständige Bewegung der Nasenlöcher, und einen leisen Ton sichtbar, welcher dem Schnauben eines durch den Lauf ermüdeten, und keichenden Thieres ähnlich ist.

Seine Furchtsamkeit zeigt sich am deutlichsten, wenn er aus seinem Schlupfwinkel hervorgeht, um z. B. in dem Nil zu trinken, und bemerkt zu werden glaubt. Er drückt sich dann auf den Bauch nieder, wagt keinen Schritt mehr vorwärts, sondern zieht sich allmählig zurück, und macht sich erst wenn er alle ihn umgebenden Körper genau untersucht, und ausgespürt hat, mit einem Sprung wieder auf den Weg.



Ein so furchtsames Thier mußte für die Erziehung empfänglich seyn. Man kann den Ichneumon mit leichter Mühe zähmen; er wird sanftmüthig und liebkosend, unterscheidet die Stimme seines Herrn, und folgt ihm beynahe auf dem Fusse nach, wie ein Hund. Man kann ihn auch in einem Hause gebrauchen, um Mäuse und Ratten zu vertreiben, die er gewiß in kurzer Zeit vertilgt. Er tödtet übrigens ohne Noth, und begnügt sich alsdann nur das Blut auszusaugen, und das Gehirn der Thiere zu fressen, die er getödtet hat. Seiner Beute lauert er verborgen auf, und entflieht mit ihr, wenn er getroffen wird, in die verborgensten Winkel, wo er sie murrend und beißend vertheidigt. Mit dem Hunde hat er die Gewohnheit gemein, im Trinken das Wasser mit der Zunge zu lecken, und einen der Hinterfüsse aufzuheben, wenn er urinirt; nach gelöschtem Durste kehrt er das Gefäß um, mit dem Wasser seinen Leib zu begießen.

Seine Nahrung in Aegypten besteht in Ratten, Schlangen, Vögeln, und ihren Eyern. Wenn er durch Ueberschwemmung genöthigt wird, die Felder zu verlassen, so flieht er in die Nachbarschaft der bewohnten Oerter, und richtet einen großen Schaden unter den Hühnern und Tauben an. Die Aegyptier achten aber seine Verwüstungen nicht so sehr, weil sie ihre meiste Sorge darauf wenden müssen, den Fuchs und Schakal von sich abzuhalten, welche durch die großen Wässer ebenfalls aus den Ebenen vertrieben werden. Der Ichneumon, in der Mitte dieser listigen und in ein sehr kleines Terrain beschränkten Feinde, entwischt überdies nicht gar leicht. Zu diesen Ursachen seiner Verminderung kömmt in Oberaegypten eine Hauptrücksicht; es findet sich nämlich in einigen Gegenden ein auf seinen Untergang erbofster Feind. Dieser ist eine große Eidechse, welche von der nämlichen Beute lebt, sich ebenfalls in die tiefen Furchen der Felder versteckt, und ohne Unterlaß dem Ichneumon begegnet. Sie ist nicht viel größer, als der Ichneumon, aber viel muthiger und behender.

Dieser verhindert seinerseits die zu große Vermehrung der Krokodille, deren Eyer er überall zerstört, wo er sie findet, und zwar aus dem nämlichen Instinkte, aus welchem er die Eyer anderer Thiere zu seiner vorzüglichen Nahrung sucht. Aus einer andern Ursache konnte die Verehrung, welche man diesem Thiere im alten Aegypten bezeugte, auch wohl nicht herrüh-



ren; denn es ist falsch, und dem Charakter eines so furchtsamen Geschöpfes, wie der Ichneumon, gar nicht angemessen, daß er die Krokodille selbst angreift.

Die Alten haben unter ihre Erzählungen von dem Ichneumon viele Fabeln gemischt.

---

## LXXIX. D a s S t i n k t h i e r.

---

M e p h i t i s. (M o u f f e t t e.)

---

Die Stinkthiere, wovon mehrere Arten bekannt sind, leben in den warmen Ländern Amerika's. Sie haben in ihrer Bildung mit den vorhergehenden durch die spitze Schnautze, den langen Leib, und die kurzen Füße Aehnlichkeit. Ihr Leib ist nach hinten viel dicker als nach vorne; der Schwanz stark behaart, nach unten buschig. An den Füßen haben sie sehr lange und dünne Nägel, die sie zum Graben geschickt machen. Man kennt gegen 5 Arten.

So wie die Zibetthiere sich durch ihren angenehmen Geruch, so zeichnen sich diese durch einen ganz unerträglichen Gestank aus, welcher von einer Flüssigkeit herrührt, die in einem Sack unterhalb dem After des Thieres enthalten ist. Wenn die Stinkthiere verfolgt werden, so spritzen sie diese übelriechende Feuchtigkeit auf ihre Verfolger, und können dann sicher darauf rechnen, die besten Waffen, die ihnen zu Geboth stehen, angewandt zu haben; denn selbst die Hunde werden, so bespritzt, wie rasend, laufen ins Wasser, wälzen sich im Koth, und fressen nicht, bis sich der Gestank verloren hat.

Sie leben von kleinen Vögeln, Eyern, süßen Wurzeln etc.

Das *Chinche*-Stinkthier, *Viverra mephitis* (le *Chinche*), hat eine schwarze Farbe mit Ausnahme eines weißen breiten Streifes, der von der Nase an



über den Hals geht, sich am Rücken in zwey gleiche Theile theilt, und am Schwanze wieder vereinigt. Es hält sich in Amerika von Chili bis Canada auf.

Das *fuchsartige* Stinkthier, *Viverra vulpecula* (le Coase), hat einen kastanienbraunen Pelz, und einen kürzern Schwanz, welcher weniger behaart ist, als bey den andern Arten. Es lebt in Virginien und Neuspanien, hält sich in Felsenklüften auf, und geht des Nachts seiner Nahrung nach.

Das *gestreifte* Stinkthier, *Viverra putorius* (le Conepatl), ist von Farbe grünschwarz mit fünf weissen, meistens parallel laufenden Streifen auf dem Rücken. Es hat einen langen Schwanz, der mit langen Haaren besetzt, und an der Spitze weiß ist. Die Vorderfüsse sind länger als die Hinterfüsse, und mit sehr langen Nägeln versehen. Es hat die Grösse eines Marders, hält sich im nördlichen Amerika auf, und gräbt und klettert sehr gut.

---

## LXXX. D e r W a s c h b ä r.

---

L o t o r. (L e R a t o n.)

---

**D**er Washbär hat Aehnlichkeit mit mancherley andern Thieren. In der Form des Kopfs gleicht er z. B. dem Fuchse, im Gange und Bau seiner Hinterfüsse dem Bären, und in seinem Naturel den Makis, einer den Affen sehr verwandten Familie.

Er hat die Grösse eines Fuchses. Sein Kopf ist, wie bey diesem, hinten dick, die Schnauze kurz und spitzig; die Augen sind aber groß, und nach vorn gerichtet, die Ohren kurz und rund, der Hals ist kurz, und der Rücken gewölbt: der Schwanz halb so lang als der Leib. Die Vorderbeine sind, wenn er auf den Zehen geht, viel kürzer als die hintern. Er hat an jedem Fuß 5 Zehen mit langen scharfen Nägeln, und tritt nicht mit der ganzen Fußsohle auf.





Seine Haare sind lang, und zart. Ihre Farbe ist braun und gelb melirt, um die Augen schwarzbraun; der Schwanz stark behaart, braun und gelb geringelt.

Das Vaterland des Waschbäres ist Nordamerika. Er hält sich meistens in hohlen Bäumen auf, und nährt sich von kleinen Säugthieren, Vögeln, Eyern, Schnecken, unreifem Mais, süßen Wurzeln, und Obst.

Seiner Nahrung geht er in der Nacht nach, am Tage kömmt er nur bey trübem Wetter zum Vorschein. Im Winter verläßt er seinen Schlupfwinkel oft wochenlange nicht, und saugt alsdann an seinen Tatzen. Er hat den schiefen, lahmen Gang des Bären, trägt den Rücken gewölbt, und den Kopf gesenkt. Wenn er stille steht, tritt er auf die Fersen, im Gehen aber mehr auf den Zehen auf. Seine Nahrung verzehrt er auf den Hinterfüßen sitzend mit beyden Vorderfüßen, die er wie Hände gebraucht. Er taucht sie auch wohl, wenn sie nicht saftig genug ist, ins Wasser, oder rollt sie zwischen den Händen, ehe er sie genießt.

Den Namen *Waschbär* hat er von dem eignen Geschick, womit er mancherley Futter aus dem Wasser fischt, und gern darin plätschert; doch kann er das Wasser auch Tage lang entbehren. In der ausnehmend feinen, weichen Haut seiner Vorderpfoten besitzt er ein so gutes Tastgefühl, daß er damit die kleinsten Krummen, Knöchelchen u. d. gl. untersuchen, und unterscheiden, und die unbedeutendsten Dinge aus dem Wasser oder den Taschen herausholen kann. Sehr fein ist auch sein Geruch, so daß er vermittels desselben auch entfernte und verschlossene Gegenstände ausspürt.

In seiner Gemüthsart ist er munter, sanft, und sehr leicht zu zähmen; daher er auch in Nordamerika häufig in den Häusern gehalten wird.

Das Weibchen wirft zwey bis drey Junge in einem hohlen Baum.

Man fängt ihn theils mit Hunden, theils in Fallen und Schlingen. Das Fleisch ist essbar. Die Bälge werden häufig nach Europa gebracht, und Mütze davon gemacht, die Schwänze in Winterkleidern um den Hals getragen. Ueberdies verarbeiten die Hutmacher die Haare zu feinen Hüten.





# LXXXI. D e r R ü f s e l t r ä g e r.

N a s u a. (L e C o a t i.)

**B**ey diesem Thiere, wovon zweyerley Arten 1) der *rothe*, und 2) der *braune* Rüsselträger bekannt sind, die sich nicht sehr merklich unterscheiden, ist die Nase in einen beweglichen Rüssel verlängert, und sowohl als eigentliches Geruchsorgan, als auch Tatsorgan vorzüglich ausgebildet. Sein Körper ist langgestreckt. und mit langen, rauhen Haaren bedeckt. Die Füße sind kurz, die Augen klein, die Ohren kurz und rund.

Der *rothe* Rüsselträger ist rothbraun von Farbe, und hat einen schwarzbraun, gelb geringelten und längern Schwanz, als der Körper. Seine Länge beträgt  $1\frac{1}{2}$  Fufs.

Er gräbt mit der langen Schnauze nach Regenwürmern, und läßt sich zähmen.

Man findet ihn in Guiana und Brasilien.

Der *braune* Rüsselträger hat eine dünere und mehr gerade Schnauze, als der vorige, die mit einer Furche versehen ist. Der Kopf, Rücken und Schwanz ist grau mit braun melirt; die Schnauze nebst Brust und Bauch weißlich. Seine Länge beträgt gegen 2 Fufs.

Diese Arten tragen den Schwanz aufrecht, gehen langsam, klettern aber gut. Sie sind Nachtthiere, und leben blos im südlichen Amerika.

Ihre Nahrung besteht in Vögeln, Eyern, Insekten, Würmern, süßen Wurzeln und Obst.



---

## LXXXII. D e r W i c k e l s c h w a n z.

---

Caudivolvulus. (Le Kinkajou, Poto.)

---

Dieses Thier hat einen längern Schwanz als der Leib, welcher sich um andere Dinge herumwinden läßt, und den es auch dazu gebraucht, um Gegenstände zu falschen.

Es hat eine etwas stumpfe Schnauze, ~~und fast mehr als mittelmäßig~~ große Augen. Die Ohren sind fast kahl, kurz, breit und oval. Die Zunge ist sehr lang und dün. An den starken Füßen hat es fünf Zehen mit umgebogenen Nägeln; die Fußsohlen sind kahl. Der Hintertheil des Leibs ist höher gestellt. Das Haar ist überall dicht, fein, wollig, und glänzend wie Seide, von Farbe schwärzlich gelb.

Es ist ein zartes und sehr artiges Thierchen, das gern auf den Hinterbeinen sitzt, wie ein Eichhorn, gut klettert, und Fleisch und Vegetalien frisst. Am Tage schläft es, indem es seinen Schwanz um den Hals wickelt.

Es hält sich auf den Gebirgen Neuspaniens, Surinams, und Jamaika's auf.

Es ist nur eine Art bekannt, von der Gröfse einer zahmen Katze.

---











Schmid, Karl

Naturhistorische Beschreibung der Säugthiere

Bd.: 2. Nach d. vorzüglichsten Originalwerken Buffon's, Schreber's, u.a. im  
Ausz. bearb. - 1815. - 94 S.

München 1815

4 Zool. 494 m-1/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10232186-3